

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **67 (2017)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizergeschichte / Histoire suisse

Pierre-Alain Mariaux, Bernard Andenmatten, Thalia Brero (Hg.), **L'Abbaye de Saint-Maurice d'Agaune, 515–2015**, Gollion: Infolio, 2015 (2 Bände), 503 und 440 Seiten.

Sie bewegen sich noch immer in der Abtei St-Maurice d'Agaune: die Stimmbänder der Choristen, wird doch seit 515 am Fusse des Grossen Sankt Bernhard gesungen. Zum 1500-Jahr-Jubiläum und als Grundlage zukünftiger Forschungen über die Abtei liegen zwei – im wahrsten Sinne des Wortes – gewichtige Bände zur wechselvollen Geschichte und den wertvollen Objekten der Institution vor. Das 2015 von Bernard Andenmatten, Laurent Ripart und Pierre-Alain Mariaux in Zusammenarbeit mit Thalia Brero herausgegebene Werk legt eine im Stil neuerer Kantonsgeschichten nicht streng chronologisch aufgebaute Abhandlung vor. Die von Spezialisten erarbeiteten Kapitel beschränken sich nicht auf die blosser Nacherzählung von zentralen historischen Abläufen, sondern berücksichtigen auch gekonnt aktuelle Debatten und Forschungsperspektiven.

Um es gleich vorwegzunehmen: Eine Stärke des Werks liegt in seiner Interdisziplinarität. Zentrale Aspekte werden aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet, indem archäologische Befunde und narrative Quellen aufeinander bezogen werden. Dies führt zu neuen Resultaten und Interpretationen, wie die folgenden Beispiele zeigen. So konnte für die in den Dokumenten erwähnten «ewigen Sänger» aufgrund der archäologischen Resultate ein möglicher Aufenthaltsort in der Vorgängerkirche der Martoletkirche, genannt Parvis, ausfindig gemacht werden. Dann wertet Laurent Ripart den Übergang zum regulierten Kanonikertum nicht als Bruch, sondern als langsamen Wandel, der nicht auf ein vermindertes Religiosentum hindeutet. Die These wird untermauert durch Befunde der Archäologin Alessandra Antonini, die Neu- und Umbauten in der Zeit verortet.¹

Eröffnet wird der erste Band mit Einblicken in archivalische Zeitschnitte. Gilbert Coutaz faltet darin die Entwicklung des Archivbestandes auf und zeigt die anfänglichen Aufbewahrungsbemühungen der Mönche (und Archivare) anhand der Analyse von Dorsualnotizen. Wie Coutaz feststellt, ist erst ab dem späten 17. Jahrhundert eine genaue Lokalisierung des Archivs und der Aufbewahrung der Dokumente möglich. Zeitlich viel früher setzen die Kapitel von Eric Chevalley und Cédric Roudit zu den Heiligen Agaunums sowie Anne-Marie Helvétius' Beschreibung der Zeit vor der Gründung durch König Sigismund bis zu den Karolingern ein. Letztere verortet die spätere Abtei vor dem Hintergrund keltischer und römischer Heiligtümer, die machtpolitisch gezielt umgeformt wurden, um sich den verändernden Gegebenheiten anzupassen. Offensichtlich

1 Alessandra Antonini verstarb 2016, ein Jahr nach Erscheinen des Werks.

wird in diesen Kapiteln die schwierige Quellenlage, die nur vorsichtige Schlussfolgerungen zulässt.

Die Fokussierung auf die Zeit des Spätmittelalters und die darauffolgenden Epochen ist eine weitere Stärke des Werks. Für die in Saint-Maurice gut belegte Zeit ab Mitte des 13. Jahrhunderts fehlte bislang eine gut zugängliche Umschau. Dieses Manko wird mit der Publikation behoben. Die Kapitel zu diesem Zeitraum wurden verfasst von Bernard Andenmatten, Alain Dubois sowie Lionel Dorthe und sind den Kanonikern, finanziellen Aspekten, der Bibliothek, Machtfragen und der überregionalen Vernetzung gewidmet. Alle Beiträge verorten die Ereignisse in und die Strukturen der Abtei in aktuellen Forschungsdebatten und bieten so gleichzeitig Einblicke in die spätmittelalterliche Alltagswelt, die aufgrund der Ausstrahlung der Märtyrer weit über die heutigen Landesgrenzen hinausragte. Saint-Maurice agierte lokal, was sich durch die Aushandlungsprozesse mit den Abgabepflichtigen zeigen lässt, gleichzeitig waren die Äbte aber auch über die Bistumsgrenzen hinaus einflussreiche Persönlichkeiten, etwa während des Schismas (1378–1417).

Die erste Bibliotheksumschau von Dubois über das Mittelalter wird von einem weiteren Kapitel zu den frühneuzeitlichen Bibliotheksbeständen ergänzt. In der Frühen Neuzeit kam es schliesslich zu einer Arrondierung der Besitzungen von Saint-Maurice und zu einem Ausbau der Machtbasis, die an bischöfliche Würden erinnert. Die daraus resultierenden Auseinandersetzungen, nicht zuletzt mit Sion, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Artikel (vgl. z. B. die Beiträge von Philipp Kalbermatter, Gregor Zenhäusern und Marie-Claude Schöpfer). Passend zu den kommenden Reformationsjubiläen findet sich zur Frühen Neuzeit eine Auseinandersetzung mit der Gegenreformation (Andreas Nijenhuis), die die Bruchlinie zwischen der protestantischen Herrschaft Berns und der katholischen Abtei verdeutlicht. Während religiöse Aspekte unangetastet blieben, erfuhr die Gerichtsbarkeit Prägung durch die neuen Herren. Auch für die Zeit nach dem Mittelalter, die nicht mehr im Fokus der grossen Forschungsunternehmen zur monastischen Kultur steht, wird mit dem Werk ein solides Fundament gelegt, indem bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) die chronologische Struktur beibehalten wird. Vielleicht entsteht dadurch etwas zu sehr der Eindruck einer Kontinuität, wenn auch in Details Neuerungen und Anpassungen schön herausgearbeitet und kontextualisiert werden.

Neben der Vielzahl an qualitativ hochwertigen Darstellungen und Grafiken sind die regelmässig eingesetzten, grafisch besonders gekennzeichneten Exkurse hervorzuheben, die längere Quellenstücke wiedergeben oder beispielsweise Lebensläufe von Äbten nachzeichnen. Insgesamt wurde somit eine Publikation geschaffen, in der sich auch das Blättern und Entdecken lohnt. Die jeweils am Ende jedes Kapitels eingesetzten Literaturnachweise und das Orts-, Personen- und Sachregister am Ende des Bandes erlauben gleichzeitig der Forschung wichtige Zugänge. Saint-Maurice muss zukünftig auch als spannender Fall für die vergleichende Arbeit in den Epochen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit stärker herangezogen werden. Gekonnt bedient die Publikation somit wissenschaftliche Ansprüche und bietet eine gefällige Darstellungsweise für ein interessiertes Laienpublikum.

Die archäologischen Kapitel des ersten Bandes versuchen der wenig mit Schriftquellen belegten frühen Entwicklung des Ortes Agaunum (später Saint-Maurice) Rechnung zu tragen. Eine rasche räumliche Orientierung erlauben die

Rekonstruktionszeichnungen, basierend auf Grundplänen, die leider etwas zu klein abgedruckt wurden (S. 92f., ebenso die farbkodierten Pläne der Umgebung S. 106, sowie S. 344f.). Die Hanglage und die grossen Geländeunterschiede haben nicht wenig zur komplexen Baugeschichte von Saint-Maurice beigetragen; ein weiterer Faktor sind die seit dem 19. Jahrhundert erfolgten Altgrabungen, deren Erkenntnisse aufgrund von Neugrabungen des 20. und 21. Jahrhunderts teilweise revidiert und ergänzt werden konnten. Die zeitliche Einordnung der einzelnen Bauphasen erfolgte selten über Funde, meist durch die C14-Datierung der Skelette aus den verschiedenen Grabbauten sowie für das 7. und 8. Jahrhundert durch Knochen- und Holzdatierungen. Die Datierungen der verschiedenen Bauphasen werden dabei jeweils am Kapitelende nochmals aufgelistet.

Die Bauten an Ort haben sich im Laufe der Zeit umfassend verändert. Die römischen Körpergräber des 2. und 3. Jahrhunderts wurden erst mit einem Mausoleum und später einem Oratorium überbaut, und es müssen wohl daneben etliche, wenig fassbare Nebengebäude existiert haben. Der erste über dem Oratorium liegende Bau enthält mit einer südlichen Portikusanlage als Zugangskorridor eine Form, die in insgesamt sechs Kirchenphasen bis ins 9. Jahrhundert beibehalten wird. Noch in der romanischen und gotischen Transformation wuchs und veränderte sich die Kirche kontinuierlich und ermöglichte es damit, einer immer grösseren Gemeinschaft von Lebenden und Toten Platz zu bieten. Die heutige Kirche geht auf einen Nord-Süd angelegten Neubau der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Diese baulichen Hüllen sind nicht nur ein Ort der Totenlege, sie dienen auch der Verehrung wichtiger Heiliger wie des namengebenden Mauritius, der Legende nach ein Ritterheiliger der thebanischen Legion.

Die Umgebung der Martoletkirche ist ein komplexes Nebeneinander von einer weiteren, in den frühesten Phasen noch undatierten Kirche («église du Parvis»), dem grössten bis jetzt im Wallis gefundenen Baptisterium, einer mehrphasigen, bis ins 7. und 8. Jahrhundert benutzten Palastanlage mit einem viereckigen Podest, einer Bodenheizung und einer später eingebauten Apsis und mehreren Gebäuden, die alle zur Abtei gezählt werden. Diese spannenden Einblicke in die detaillierten Grabungsbefunde lassen den Leser förmlich schwelgen, gerne würde man auch noch mehr über die jeweiligen Phasen der die Martoletkirche umgebenden Strukturen der Abtei und der Pilgerherberge erfahren, die insgesamt eher wenig erläutert werden. Diese Verkürzung ist wohl dem Anliegen der Herausgeber geschuldet, den Fokus auf die gesamten 1500 Jahre zu legen. Das Einbinden der archäologischen Auswertung in einen möglichst gut lesbaren Text ist sicher auch diesem Umstand zu verdanken. Allerdings fehlt der sonst übliche «Apparat» an archäologisch relevanten Tabellen (z. B. ein Verzeichnis aller Gräber mit den verschiedensten Grabeinbauten oder eine Tabelle mit allen C14-Daten, die hier einzeln aus den Fussnoten zusammengeklaut werden müssen) und einzelnen Funden, die gerade in der im Wallis im Verhältnis zur Restschweiz relativ gut sichtbaren Spätantike wichtig wären.

Im ebenso ausführlichen zweiten Band, der eine eigene Einheit bildet und in dieser Besprechung nur ganz am Rande angesprochen werden kann, werden die materiellen Schätze des Klosters, der *trésor*, fachmännisch beschrieben. Besondere Aufmerksamkeit gilt dem wichtigsten Bestand des Tresors: den für Heiligenverehrung und Kirchenrituale im Laufe der letzten eineinhalb Jahrtausende wichtigen Objekten. Das Resultat der Spenden und Gaben der unzähligen Pilger und Patrone zeigt eine Fülle an feingearbeiteten, einzigartigen Stücken, die längst

vergangene Welten materiell fassbar und bis zu einem gewissen Grad erfahrbar machen.

Mit dieser Publikation wurde das neue, massgebende Werk zu Saint-Maurice geschaffen, das zeigt, dass nicht nur die Stimmbänder seiner Choristen in andauernder Bewegung sind. Saint-Maurice ist ein ungemein spannender Ort, der durch die Verehrung des heiligen Mauritius eine nordeuropaweite Resonanz gefunden hat und der unbedingt einlädt, die didaktisch aufbereitete Ausgrabungsstätte mit den verschiedenen Martoletkirchen und das schöne neue Museum mit Kirchenschätzen seit der Zeit Karls des Grossen zu besuchen. Eine Ergänzung findet ein allfälliger Besuch vor Ort durch eine Vielzahl digital zugänglicher Schriftquellen, die auf *digi-archives.org* verfügbar sind.

Lotti Frascoli, Tobias Hodel, Universität Zürich

Michael Blatter, Valentin Groebner, **Wilhelm Tell. Import – Export. Ein Held unterwegs**, Baden: Hier und Jetzt, 2016, 149 Seiten, 8 Abbildungen.

Wie auf einem fliegenden Teppich ist er unterwegs, dieser Held – und er ist ein Held, weil er wandelbar ist, den Namen wechseln kann, Regeln bricht (S. 57–58). Seine Geschichte «funktioniert», weil sie «biegsam» und «flexibel» ist (S. 62). Solchermassen narrativ ausgerichtet, leiten Michael Blatter und Valentin Groebner ihre Leserschaft durch ihre eigene Tell-Erzählung: vom ersten Aufscheinen des Apfelschusses im skandinavischen 12. Jahrhundert (oder anderer Meisterschüsse in persischen Erzählungen etwa derselben Zeit) über die kreative Leistung des Obwaldner Landschaftsrichters Hans Schribner, der Tell um 1470 als Gründungsfigur zu Pergament bringt, bis zu Max Frischs zynisch-ironischen Bemerkungen zum *Wilhelm Tell für die Schule*. Dabei spüren die Autoren nicht nur der Ambivalenz dieses erzählten und inszenierten Helden nach, dessen Taten zwischen den Polen anarchischer Gewalt und gerecht-freiheitsliebender Auflehnung gegen die Tyrannis changieren, sondern weiten auch den geographischen Blick weit über die Grenzen der heutigen Schweiz hinaus.

Schon innerhalb der Eidgenossenschaft, so machen die Episoden der Frühen Neuzeit deutlich, konnte Tells Geschichte keine Eindeutigkeit gewinnen: Zu sehr divergierten bereits die politischen Interessen innerhalb der weithin wirksamen Luzerner Chronistik zwischen den pro-österreichischen und pro-französischen Parteiungen, in deren jeweiligem Umfeld (der jüngere) Diebold Schilling und Petermann Etterlin schrieben (S. 41–50). Nur wenige Jahrzehnte später wird Wilhelm Tell in den Spannungen zwischen der an adligen Lebensformen sowie herrschaftlicher Ordnung interessierten Luzerner Obrigkeit und den Untertanen im Entlebuch endgültig zu einer Figur, die gänzlich gegensätzliche Positionen markieren kann (S. 76–82): Im Konflikt mit aufständischen Bewegungen soll die Richtung der Erzählung gewaltsam korrigiert werden, nötigenfalls durch die Verbrennung von Drucken, die eine aufrührerische Lesart verbreiten (S. 85–86).

Im Parforceritt führen die Autoren süffig erzählt durch die Jahrhunderte und Länder. Aufbauen können sie dabei auf den Vorarbeiten Bernhard Stettlers, Guy Marchals, Jean-François Bergiers und anderer. Grundsätzlich neue Sachinformationen wollen sie gar nicht beitragen, wohl aber die Dinge auf eingängige Weise in eine neue Perspektive rücken. Dies gelingt ihnen ganz hervorragend, von den einzelnen Vignetten, etwa zum Weissen Buch von Sarnen und seinen Entstehungsumständen (S. 18–35), bis hin zum mitreissenden Erzählverlauf. Nicht immer wird jeder das modernisierende Vokabular goutieren («Grounding», S. 101;

die Luzerner Chronisten um 1500 als «Public-Relations-Spezialisten», S. 46) und manches Bild mag zumindest nicht ganz stimmig sein, etwa der mehrfach bemühte «fliegende Teppich». Diese Schwächen, zu denen auch ein irreführender Bildverweis (S. 111) zählt, sollten aber den Wert des Büchleins nicht verdecken, der sich im (fast) abschliessenden Kapitel zur Frage nach dem «Historische[n] im Ursprung» nochmals entfaltet (S. 116–127): Historische Traditionen treten als Erzählungen auf – und Erzählen ist eben alles andere als eine harmlose Tätigkeit. Wenn es aber die Erzählungen sind, die uns mit dem «Ursprung» verbinden, so ist dieser gerade «kein Ort, an den man zurückgehen könnte» (S. 123).

Mit ihrem *Wilhelm Tell* haben Michael Blatter und Valentin Groebner eine eingängige Darstellung zu einer viel strapazierten Figur vorgelegt, die einem breiteren Publikum ihren Helden als schillernde, erfolgreiche und dabei doch problematische Figur präsentiert. Der Band ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den die Autoren 2014 im Schweizerischen Nationalmuseum gehalten haben, und er hat die Stärken der Präsentation bewahrt. Mitreissend und effektiv konstruiert, erzählen die Autoren eine widerspenstige Geschichte, die in Untiefen führt und dabei zugleich weit über die Titelfigur hinaus Bedenkenswertes zum interesegeleiteten Umgang mit Geschichte vermittelt. Und erst wenn man den schmalen Band aus der Hand legt, fällt einem auf, dass eine Frage eigentlich gar keine Rolle mehr spielt – ob es ihn denn nun eigentlich wirklich gegeben haben könnte ...

Klaus Oschema, Princeton NJ

Tom Scott, *The Swiss and Their Neighbours, 1460–1560. Between Accommodation and Aggression*, Oxford: OUP, 2017.

The Swiss and Their Neighbours aims at offering a reflection on the dynamics of Swiss territorial expansion during the period 1460–1560. Scott's analysis is built on two case studies: the first examines the Swiss conquest of Thurgau in 1460 and the problems arising from its administration during subsequent decades (pp. 7–58) while a second, more developed, case study focuses on Bernese foreign policy and the conquest of the Pays de Vaud in 1536 (pp. 61–171). The administration of Thurgau, which became a common lordship (*gemeine Herrschaft*) after its conquest, brought to the cantons a “web of legal entanglements and territorial disputes” (p. 13). The Swiss faced two main obstacles presented by the conquest: the administration of justice, shared by the cantons and the imperial city of Konstanz, and the presence of more than 130 lords (noble families, ecclesiastical institutions and even burghers from the surrounding cities including Zurich and Konstanz) possessing lower jurisdictional rights. The unstable geopolitical situation, characterized by a “veritable spate” of alliances (*Burgrechte / combourgeoisies*) between the Swiss cantons and their neighbours, led to what Scott describes as a series of “unforeseen consequences, lack of coherent policy, and abrupt changes of direction” (p. 11). The conquest of Thurgau and the cantons' difficult relationships with the actors involved led to a reorientation of Swiss foreign policy. The Perpetual Accord (1474) and the Hereditary Agreement (1511) between the Confederation and the Habsburg monarchy are, according to Scott, the best evidence of the search for accommodation, for a *modus vivendi*. In the end, the Rhine became a sort of “buffer zone” where an accommodation between the Swiss and southern Germans became a necessity (pp. 57–58).

The second part of the book is a detailed reconstruction of the political and economic background and the course of events that led to Bern's conquest of the

Chablais and the Pays de Vaud in 1536. Scott's main thesis is that the outcome of 1536 was far from being the consequence of a precise, predetermined plan of conquest. As for the case of Thurgau, Scott argues that after the conquest "Bern's aggression yielded to accommodation" (p. 171). This conclusion needs, in the view of this reviewer, some additional nuance. In fact, Bernese policies with respect to a significant portion of the newly conquered territories – the three Bernese bailiwicks of Thonon, Gex and Ternier-Gaillard – hardly exhibited a search for accommodation. Certainly, military operations had ceased, and for many decades nothing comparable to the conquest of 1536 happened, but the region remained highly unstable and riven by tensions for at least three decades. Without entering into the details of a long and complex history (about which Scott is aware, cf. pp. 155–169), the conquest of 1536 did not mean the end of conflict or of Bernese appetites. These were simply transferred to another, still highly conflictual, plane: a legal and jurisdictional one.

Scott's choice of a chronological framework for the narrative might give historians familiar with this region in this period the impression of reading about events and facts already established by the historiography. Also, the detailed narrative of events makes it sometimes difficult to follow the arguments, leaving the reader feeling a bit overwhelmed by dates, numbers and other details. However, it is precisely Scott's meticulous reconstruction that allows him to show that the events that actually took place were not the only ones possible, thus emphasising the multiple possible paths of history. Concerning the second section, Scott's wise choice to stress financial issues as a key to understanding these events permits him to correct a historiography that, in explaining the conquest of 1536, has often given more importance to other factors, such as Bern's desire to promote the Reformation.

Scott's study is generally based on the materials published in the *Eidgenössische Abschiede*. A more detailed discussion of these sources, given their importance to Scott's narrative, would have been welcome, especially for readers not familiar with the Swiss context (the short note at the end of the book, p. 192, is insufficiently detailed). A more in-depth examination of these sources, and particularly of the institution (the Diet) from which they originated, would have allowed a more nuanced conclusion (pp. 176–177). Scott poses a fundamental and difficult question: "How, therefore, did the Confederation operate and how did it survive?" and concludes that it is "unwise to search for the key to Switzerland's survival primarily in institutional advances". He maintains that "pragmatism and flexibility ensured that discord did not lead to disaster. Ultimately, aggression yielded to accommodation." That pragmatism and flexibility were an important component of Swiss functioning and survival is not in doubt, but the role of the Diet – after all, the most important central institution – in this functioning and survival deserved, at least in the conclusion, a more in-depth discussion.

Finally, some of Scott's introductory claims (pp. 3–4) will raise some eyebrows. It is surprising to read that "a comprehensive history of Switzerland which dispenses with traditional pieties and does full justice to the numerous and conflicting aspects and aims of politics within the Confederation itself remains to be written. Much of Swiss history is still coloured by local (cantonal) loyalties, by religious confession, or by linguistic and cultural divisions" and that Swiss historiography for the period 1460–1560 essentially focused on two themes: the Italian

Wars, the ‘*Drang nach Süden*’ and mercenary service and the Reformation and confessional conflicts. These judgements are oversimplifications which do not do justice to numerous rigorously researched works published during the last forty years.² And one can only speculate about the absence in the book of reference to the excellent up-to-date histories of Switzerland published by François Walter,³ Thomas Maissen,⁴ Volker Reinhardt⁵ and Georg Kreis (ed.).⁶ Finally, Scott’s statement that the only recent synthesis in English is Jonathan Steinberg’s *Why Switzerland?* (published in 1976) is also incorrect, since English readers have at their disposal the precious *Concise History of Switzerland* by Clive H. Church and Randolph C. Head.⁷

It is to be hoped that these brief, unfortunate historiographic comments will not divert readers from an unquestionably well-written book. Scott effectively presents the intricacies of the relevant political conflicts and provides a good analysis of the complexities of Swiss policy during the period 1460–1560.

Mathieu Caesar, Université de Genève

Andreas Behr, **Diplomatie als Familiengeschäft. Die Casati als spanisch-mailändische Gesandte in Luzern und Chur (1660–1700)**, Zürich: Chronos Verlag, 2015, 383 Seiten.

Das Königreich Spanien, und unter diesem das Herzogtum Mailand, liess seine diplomatische Repräsentation bei den Eidgenossen und Bündnern im 17. Jahrhundert durch Angehörige einer einzigen Familie wahrnehmen. Über vier Generationen hinweg besetzten die Casati, Mailänder Patrizier, die Gesandtschaft bei den nördlichen Nachbarn. Andreas Behr hat in seiner von Volker Reinhardt betreuten Freiburger Dissertation die finanziellen Bedingungen, organisatorischen Formen, sozialen Vernetzungen und klientelistischen Praktiken dieser bemerkenswerten Mission untersucht.

Auf der Makroebene der spanischen Institutionen und Aussenbeziehungen fällt das Phänomen einer «Gesandtschaftsdynastie» völlig aus dem Rahmen. Die Frage, «wie und warum die Familie Casati über 100 Jahre lang beinahe nahtlos den spanisch-mailändischen Gesandten in der Schweiz stellen konnte», muss daher auf der Mikroebene, «in der akteursbezogenen, personengebundenen Perspektive», beantwortet werden (S. 13). Dabei liegt der Fokus auf der letzten Phase der Casati-Ära, auf der dritten und vierten Generation, mit den Gesandten Alfonso II. (1667–1681) und Carlo (1686–1703). Diese Eingrenzung ermöglicht einen besseren Überblick und ist umso eher zu verantworten, als die erste Generation, mit Alfonso I. (1594–1621), ihre Darstellung schon in Rudolf Bolzerns Studie *Spanien, Mailand und die katholische Eidgenossenschaft* (1982) gefunden hat.

2 See for instance, the historiographic sketches published in *Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d’histoire* (2010/1, 2011/1, 2012/1 and 2013/1).

3 François Walter, *Histoire de la Suisse*, 5 vols., Neuchâtel 2009–2010.

4 Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2010.

5 Volker Reinhardt, *Die Geschichte der Schweiz: von den Anfängen bis heute*, München 2011.

6 Georg Kreis (ed.), *Die Geschichte der Schweiz*, Basel 2014.

7 Clive H. Church, Randolph C. Head, *A Concise History of Switzerland*, Cambridge 2013.

Die besondere Rolle, welche die Casati spielten, beruhte auf spezifischen Voraussetzungen, sowohl in wirtschaftlicher wie in sozialer Hinsicht. Die spanischen Botschafter wurden im Allgemeinen schlecht entlohnt und hatten dabei ihre Repräsentationsspesen selbst aufzubringen. Die Casati aber schafften es, sich diese Auslagen von der Mailänder Finanzkammer vergüten zu lassen, die auch den grössten Teil ihres Lohnes zahlte. Die an Eidgenossen und Bündner auszurichtenden Pensionsgelder flossen den Gesandten derweil aus Madrid zu. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten konnten sie auf ihr Eigenkapital und auf eidgenössische oder kaiserliche Kredite zurückgreifen.

Entscheidend blieb aber, dass die Casati selbst für den Fiskus tätig waren: Sie bekleideten regelmässig die Mailänder Quästur – und zwar parallel zu ihrer diplomatischen Tätigkeit. Mit diesen Doppelbesetzungen bildeten die Casati «eine in der Forschung bisher unbekannte, höchst erstaunliche Ausnahme» (S. 130) in der spanisch-mailändischen Staatsverwaltung. Eben dieser exzeptionelle Umstand machte sie zu einer der höchstprivilegierten Familien Mailands. Durch rege Heiratsbeziehungen innerhalb der lombardischen Führungsschicht stabilisierten sie ihre Stellung. So konnten sie sich die Charge in Luzern und Chur – und damit einen interessanten «Nischenplatz» (S. 108, 133, 323, 333) in der Verwaltung des spanischen Gesamtreichs – dauerhaft sichern. Und umgekehrt sorgte das quasi-erbliche Gesandtenamt dafür, dass der Glanz ihres Namens nicht verblasste.

Die spezifischen Formen der spanisch-mailändischen Vertretung in der Schweiz werden veranschaulicht durch einen Vergleich mit der diplomatischen Repräsentation Frankreichs. Der prächtige Ambassadorshof in Solothurn war ein ausgesprochenes Machtzentrum und ein Knotenpunkt für den diplomatischen Verkehr der Eidgenossen. Frankreich war denn auch mit allen Dreizehn Alten Orten alliiert, verfügte über starke eidgenössische Soldtruppen und zahlte grosse Pensionssummen an zahlreiche Klienten. Gegen den übermächtigen französischen Konkurrenten und seine aggressive Expansionspolitik versuchte Spanien-Mailand, die Eidgenossen und Bündner als Schutzwehr für die Lombardei, als Korridor zur Freigrafschaft Burgund (die dennoch von Frankreich annektiert wurde) und als Truppenreservoir zu gewinnen. Dabei war Spanien nur mit den katholischen Orten der Eidgenossen verbündet, nicht aber mit den reformierten.

Die Casati mussten ihre Aufgabe mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln erfüllen. So residierten sie als Gesandte über Jahrzehnte hinweg in gemieteten Häusern; erst 1677 erwarben sie ein Haus in Luzern. Eben damals begannen sie sich allerdings öfter in Chur als in Luzern aufzuhalten – wobei ihre Churer Adresse heute unbekannt ist.

Das diplomatische Familiengeschäft der Casati blieb stets ein ambulantes Unternehmen. Die Gesandten pendelten zwischen Luzern und Chur und zogen sich zwischendurch auch nach Mailand zurück. Dennoch waren die beiden Gesandtschaftsresidenzen wichtige Soziabilitätsorte. Hier – oder auch in lokalen Wirtschaftshäusern – wurden in rascher Folge kostspielige, aber für die Festigung der klientelären Beziehungen äusserst nützliche Bankette mit bis zu 300 Teilnehmern gegeben. In diesem Geltungskonsum äusserte sich die patronale Freigebigkeit der Gesandten. Die starke Verflechtung und gute Integration der Casati in den Führungsgruppen ihrer Gastländer werden belegt durch die Patenschaften, welche die Stadt Luzern und die Drei Bünde für je einen Spross der Mailänder Familie eingingen.

Um die Erlaubnis zur Söldneranwerbung oder für Truppendurchzüge zu erwirken, traten die spanisch-mailändischen Gesandten mit bestimmten Akteuren der einzelörtischen und gesamteidgenössischen sowie der bündnerischen Politik in Kontakt. Diesen Männern verschafften sie jeweils Gratifikationen, Pensionen und Solddienst-Kommandos. Während sich auf gesamteidgenössischer Ebene einige wenige bedeutende Brokers als Partner anboten, galt es in den Drei Bünden – wo die Gemeinden am Staatsruder standen – eine Vielzahl von Klienten oder potenziellen Brokers zu gewinnen.

Bei dem weit verzweigten Netzwerk der spanischen Parteigänger in den Drei Bünden ist die genaue Funktion der einzelnen Akteure manchmal nicht leicht zu rekonstruieren. Interessanterweise gehörten gerade auch Mitglieder reformierter Familien aus dem Engadin, dem Zehngerichtebund (Davos, Prättigau) und Chur zur spanischen Klientel. Hier zeigt sich die immense Bedeutung des Mailänder Kapitulats von 1639, das vom Autor allerdings nicht immer ganz schlüssig eingeordnet wird. Es stellte keine «Bündniserneuerung» (S. 144) dar, sondern bildete den ersten Vertrag überhaupt, der zwischen Spanien und den Drei Bünden abgeschlossen wurde. Und es beruhte nicht etwa darauf, dass die Spanier in den kriegerischen Auseinandersetzungen um das Veltlin die Franzosen besiegt hätten (S. 32), sondern darauf, dass die – mehrheitlich reformierte – Bündner Führungsgruppe sich für einen Bündniswechsel von Frankreich zu Spanien entschieden hatte.

Schliesslich werden die «Grenzen der Verflechtung» diskutiert. Ein bedeutendes Hindernis für die Ausdehnung des spanischen Einflusses war die traditionelle (Selbst-)Wahrnehmung Spaniens als dezidiert katholische Macht. Die Hürde des konfessionellen Gegensatzes stellte sich den Gesandten im Verhältnis zu den reformierten Orten der Eidgenossenschaft schroff entgegen. Deutlich entspannter waren die Beziehungen zu den reformierten Bündnern, nachdem diese den spanischen Dienst als neue Hauptressource entdeckt hatten. Die Casati besaßen aber auch die Weisheit, sich aus innerbündnerischen Konfessionskonflikten herauszuhalten – wie das Kapitulat es verlangte – oder sogar als (annähernd) neutrale Makler darin zu vermitteln. Ausgesprochen pragmatisch, ganz am Ziel der politischen Befriedung ausgerichtet war ihre Haltung in den brisanten Fragen des Wohnsitzes von Reformierten im Veltlin und der Kapuzinermission in gemischt-konfessionellen oder reformierten Gebieten Graubündens.

Die vorliegende Arbeit überzeugt durch ihre breite Quellengrundlage und durch deren umsichtige Auswertung wie auch durch eine reflektierte und dabei doch recht anschauliche Begrifflichkeit. Die allgemeine Frage, ob man das Pensionenwesen als Phänomen einer (zwar systemischen, aber eben doch illegitimen) «Korruption» charakterisieren dürfe oder solle, wird vom Autor verneint mit dem Argument, dass Pensionszahlungen – und zwar gerade auch solche an Einzelpersonen – für die Mechanik der eidgenössischen und bündnerischen Aussenbeziehungen ein durchaus funktionsnotwendiges «Schmiermittel» bildeten (S. 258).

Florian Hitz, Chur

Hans-Peter Bärtschi, **Die industrielle Schweiz vom 18. ins 21. Jahrhundert. Aufgebaut und ausverkauft**, Baden: Hier und Jetzt, 2011, 307 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Wie der Titel andeutet, verfolgt das vorliegende Buch einen zweifachen Zweck: Es gibt einen Überblick über die Schweizer Industriegeschichte und be-

fasst sich kritisch mit der Deindustrialisierung der Schweiz. Publiziert im Jahr 2011, hat das Buch wenig an Aktualität verloren.

Der Autor, Architekt sowie Technik- und Wirtschaftshistoriker, befasst sich seit Jahrzehnten mit der Schweizer Industriearchäologie und -kultur. Das Buch bildet eine grosse Zusammenfassung seines breiten Wissens über die Unternehmenslandschaft der Schweizer Industrie. Es ist reich illustriert mit Fotos von ehemaligen Fabriken und Industriedenkmalern, die vom Autor selbst oder aus seinem Dokumentationsarchiv stammen.

Als Kompendium der Industriegeschichte bietet das Buch einen ausgezeichneten und anschaulichen Überblick über die wichtigen Industriebranchen vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts. Die neun Kapitel behandeln folgende Wirtschaftszweige: Bergbau, Genussmittel, Textilien, Papier und Druck, Chemie und Pharma, Uhren und Apparate, Schwerindustrie, Energie sowie Verkehr. Unterabschnitte skizzieren die Geschichte zahlreicher Unternehmen. Grossunternehmen wie Sulzer oder Alusuisse sind ebenso vertreten wie kleinere und mittelgrosse Firmen, zum Beispiel die 1968 geschlossene Schokoladenfabrik Cima Norma im Tessin (S. 55). Das längste Kapitel mit dem Titel «Geplünderte Schwerindustrie» widmet sich der Metall-, Elektro- und Maschinenindustrie. Anmerkungen, eine Kurzbibliografie und ein Epilog (von Oliver Fahrni) runden das Buch ab.

Den zweiten Zweck seines Buchs, die kritische Beschäftigung mit der Deindustrialisierung, erfüllt der Autor etwas weniger überzeugend. Die folgende Passage über die Waffenfabrik Oerlikon-Bührle zeigt exemplarisch das etwas pauschale Erzählmuster: «1980 erreichte [das] Unternehmen durch allerlei Aufkäufe als Holding mit 37 000 Beschäftigten den Zenit. In den 1990er-Jahren jagte eine Umstrukturierung die andere. 2000 hiess das Unternehmen mit nunmehr noch knapp 15 000 Beschäftigten Unaxis» (S. 194). Am Niedergang und an den Arbeitsplatzverlusten in diesem und in anderen Fällen waren gemäss Bärtschi Unternehmensleiter und Manager, Raider und neue Investoren sowie Finanzleute gleichermaßen beteiligt.

Während Bärtschi die Umstrukturierungen, Fabrikschliessungen und Entlassungen detailliert beschreibt, bleiben die strukturellen Probleme, die zu den akuten Unternehmenskrisen und zur beklagten «Verscherbelung» der Industriekompetenz führten, unterbelichtet. Die Restrukturierungsversuche waren nicht der Anfang des Übels, sondern Reaktionen auf tieferliegende Probleme. Zweifellos gab es Geld- und Machtgier, Inkompetenz und Fehleinschätzungen, aber die Industrieunternehmen gerieten nicht von heute auf morgen in die Krise. Vielmehr wurden in den goldenen Zeiten der 1950er und 1960er Jahre Überkapazitäten aufgebaut, Kräfte verzettelt und Innovationen nicht gut genug vermarktet. Es wurden stille Reserven thesauriert, was die unterbewerteten Unternehmen zu Übernahmezielen machte. Der Autor weist an manchen Stellen auf solche Entwicklungen hin. In Erinnerung bleibt etwa der Hinweis, die Textilindustrie hätte mehr in Innovationen als in Maschinen investieren sollen (S. 86). Bärtschis Industrie-panorama macht ausserdem klar, wie viele Branchen (von der Brauerei bis zur Herstellung von Stromzählern) von Subventionen und Kartellen profitierten. Als in den 1990er Jahren diese Schutzwälle wegfielen und gleichzeitig die internationale Konkurrenz stärker wurde, war manche Unternehmenskrise unvermeidlich.

Das Industriezeitalter war eine dynamische Zeit. Verschiedene von Bärtschis Fallbeispielen dokumentieren primär den *Umbau* des Industriesektors und nicht dessen *Abbau*: Viele Bergwerke kamen von Anfang an nie auf einen grünen

Zweig und wurden schon bald wieder geschlossen. Oder die Textilindustrie als typische Vertreterin der «ersten industriellen Revolution» verlor bereits in der Zwischenkriegszeit massiv an Bedeutung. Bärtschi kommentiert hierzu selber, bis 1929 hätte sie «als Motor der Industrialisierung die Gesellschaft umgewälzt und andere Industriezweige initiiert» (S. 65). Dass aus verschwindenden Branchen neue, innovative Wirtschaftszweige hervorgegangen sind, dass sich die Schweizer Wirtschaft mit Erfolg immer wieder neu erfunden hat, das unterschätzt Bärtschi aufgrund seines Fokus auf die Industrie.

Die Deindustrialisierung bedeutete glücklicherweise nicht das Ende der Schweizer Wirtschaft. Denn im Dienstleistungssektor ist die Beschäftigung rasant gewachsen. In diesem Zusammenhang empfiehlt sich das ebenfalls 2011 publizierte Buch *Wirtschaftswunder Schweiz* der beiden Ökonomen R. James Breiding und Gerhard Schwarz⁸ zur ergänzenden Lektüre. Die Autoren operieren ebenfalls auf der Mesoebene von zentralen Wirtschaftsbranchen und ihren Unternehmen. Sie behandeln aber auch Dienstleistungsbranchen, wie Tourismus, Banken, Logistik oder Architektur. Und sie deuten den Strukturwandel der Industrie positiver, etwa die Konzentration auf innovative Nischenprodukte wie Medizintechnik.

Während sich die Unternehmensgeschichte jahrzehntelang nur für Erfolgsgeschichten interessierte, ist es Bärtschi zu danken, dass er die Deindustrialisierung dokumentiert. Auch wenn ab und zu die Rede von der Re-Industrialisierung ist, setzt sich die von Bärtschi beschriebene Entwicklung seit dem Erscheinen des Buchs fort. Beispielsweise hat die Chemie Uetikon, die 2011 noch produzierte (S. 110), ihre Fabrik 2016 ebenfalls geschlossen. Immerhin ist die absolute Zahl der Beschäftigten im Industriesektor in den letzten Jahren stabil geblieben.

Martin Lüpold, Universitätsbibliothek Wirtschaft –
Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Basel

Patricia Purtschert, Harald Fischer-Tiné (Hg.), **Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins**, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2015 (Cambridge Imperial and Postcolonial Studies), 323 Seiten, 10 Abbildungen.

In der Schweiz fanden *postcolonial studies* lange erstaunlich wenig Gehör. Auch unter HistorikerInnen hörte man sagen, die Rede von einer (post)kolonialen Schweiz mute widersinnig an, da das Land ja nie Kolonien besessen habe. Seit ein paar Jahren entwickelt sich jedoch ein Bewusstsein dafür, dass auch Länder ohne Kolonien Teil hatten an der kolonialen Tradition Europas und umgekehrt durch diese bis heute geprägt werden. Hier setzt der von Patricia Purtschert und Harald Fischer-Tiné herausgegebene Sammelband *Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins* an. Zwölf Beiträge nehmen die Schweiz darin als ein Land in den Blick, das zwar am Rande des kolonialen Projektes situiert war, die Standortvorteile innerhalb dieser Matrix jedoch profitabel zu nutzen wusste. Der Fokus liegt auf dem «kolonialen Imaginären» der Schweiz: einer vielschichtigen Kultur aus kolonial geprägten Normen, Einstellungen, Bildern und Praktiken. Anders als die offiziellen Kolonialmächte, die nach dem Zweiten Weltkrieg eine Phase der Dekolonisierung durchliefen, sei diese auch in der Schweiz

8 R. James Breiding, Gerhard Schwarz, *Wirtschaftswunder Schweiz. Ursprung und Zukunft eines Erfolgsmodells*, Zürich 2016.

wirkmächtige Kultur hierzulande jedoch kaum kritisch hinterfragt und aufgearbeitet worden, so die Herausgeberin und der Herausgeber in der Einleitung. Das Unverständnis, das die Rede von einer kolonialen Schweiz bis heute auslöst, deuten sie als Symptom einer «kolonialen Amnesie», die zwischen «kolonialer Navität» und «kolonialer Komplizenschaft» hin und her schwankt.

Im ersten Teil des Bandes, der sich den wechselseitigen Austauschbeziehungen zwischen Kolonialismus und Wissenschaft widmet, geht Bernhard Schär von der Gleichzeitigkeit aus, die zwischen der europäischen Expansion in die Tropen und den Anfängen der Schweizer Alpenforschung im frühen 18. Jahrhundert bestand. Der Beitrag legt dar, dass der imperiale Rahmen, in dem wissenschaftliche Akteure und Konzepte zwischen den Tropen und der Schweiz zirkulierten, eine notwendige Bedingung für die Entdeckung des «homo alpinus» wie auch der «Urschweiz» darstellte. Am Beispiel des global zirkulierenden Konzepts der «Rasse» zeigt Pascal Germann exemplarisch die Effekte auf, die der Erfahrungsraum des europäischen Imperialismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Entstehung der Eugenik in der Schweiz hatte. Deutlich wird hier insbesondere, wie sich die Machtasymmetrien des imperialen Kontextes in Messmethoden und Differenzkategorien einschrieben, die bald auch die Wahrnehmung und Bewertung von Differenzen innerhalb der Schweizer Bevölkerung anleiteten. Demgegenüber beleuchtet Lukas Meier den Alltag von Schweizer WissenschaftlerInnen, die im Schatten der französischen Kolonialmacht an der Elfenbeinküste forschten. Ausgehend vom dort 1951 gegründeten, an eine französische Initiative angegliederten *Centre suisse de recherches scientifiques* (CSRS), zeigt der Beitrag die unterschiedlichen Verständnisse von Kolonialismus auf, die hier neben und gegeneinander bestanden.

Im zweiten Teil zu (post)kolonialen Ökonomien illustriert der Beitrag von Andreas Zangger einleuchtend, inwiefern die Rede von einem «informellen» Schweizer Kolonialismus Sinn macht. Im Zentrum stehen die informellen Netzwerke von Schweizer Händlern, Wissenschaftlern und Ingenieuren in Südostasien, die sich gleichsam im Fahrwasser der Kolonialmächte profitabel in deren Dispositive einzufügen wussten, andererseits aber stets auch darum bemüht waren, ihre Entschweizerung durch spezifische Normen und Rituale in Grenzen zu halten. Angela Sanders wiederum lenkt den Blick auf die wirtschaftlichen und entwicklungshelferischen Beziehungen der Schweiz zu Peru. Sanders zeigt, wie die viel zitierte Gleichsetzung von Anden und Alpen der Schweizer Seite als Argument diente, um in den 1960er Jahren ein spätkoloniales Hilfsprojekt im Bereich der Milchwirtschaft durchzuführen. Rohit Jain plädiert dafür, die *postcolonial studies* mit ihrem Fokus auf Kultur stärker zurückzubinden an die Analyse wirtschaftlicher Entwicklungen. Sein auf die Gegenwart fokussierter Beitrag geht von der gleichzeitigen Popularisierung und Exotisierung der indischen Kultur in der Schweiz aus. Wie Jain betont, ist dieser Prozess nur zu verstehen, wenn man sich die Liberalisierung der indischen Wirtschaft seit den 1990er Jahren vor Augen führt, mit der neue Personengruppen – wie Touristinnen und IT-Fachleute – hierzulande auftauchten. Nach Ansicht des Autors ist die Exotisierung als ein Versuch zu werten, die wachsende wirtschaftliche Macht Indiens – und die damit verknüpften Verunsicherungen in Hinblick auf den schweizerischen Überlegenheitsanspruch – symbolisch zu verarbeiten.

Nahtlos schliesst daran der dritte Teil zu (post)kolonialen Selbstbildern an. Gestützt auf das Tagebuch der Schweizer Ärztin Bertha Hardegger, die von 1937

bis 1970 in Lesotho als erste weisse Missionsärztin tätig war, fragt Ruramisai Charumbira, inwiefern der Wille zur Hilfe auch in diesem Fall dazu beitrug, das afrikanische Bewusstsein zu kolonisieren. In den Höhen des Himalaya setzt Patricia Purtscherts Beitrag an, der die Bedeutungsdimensionen der Mount-Everest-Expedition eines Schweizer Teams im Jahr 1952 freilegt. Wie die Autorin überzeugend darlegt, ging es bei diesem Vorhaben, das von den Schweizer Medien enthusiastisch mitverfolgt wurde, nicht zuletzt darum, die Position der Schweiz in der (post)kolonialen Weltordnung neu festzulegen. Im Unterschied zum 19. Jahrhundert, als Schweizer Bergführer sich als Handlanger britischer Bergsteiger verdient gemacht hatten, nahmen die «Swiss Sahibs» am nepalesischen Berg, der die Welt bedeutete, nunmehr eine führende Rolle ein. Daran anschliessend geben Patricia Hongler und Marina Lienhard erhellende Einblicke in die Erfahrungsgeschichte des (Post)Kolonialismus. Basierend auf Selbstzeugnissen junger SchweizerInnen, die zwischen den 1940er und 1970er Jahren für transnationale Firmen oder als EntwicklungshelferInnen in ehemaligen Kolonien tätig waren, zeichnen sie nach, wie diese ihre widersprüchliche Position im Zuge der Dekolonisierung wahrnahmen, zu legitimieren suchten und in den 1970er Jahren immer stärker problematisierten.

Im vierten Teil zum Themenfeld (post)kolonialer Politik und Gegenpolitik beleuchtet Harald Fischer-Tiné die Schweiz für einmal nicht als heimliche Komplizin oder Profiteurin des imperialen Projektes, sondern als Plattform von antikolonialem Widerstand. Mit seiner Mikrostudie zum indischen Aktivisten Shyamji Krishnavarma, der von 1914 bis 1930 im Schweizer Exil in Genf lebte und von dorthier ein antiimperiales Netzwerk aufbaute, gelingt Fischer-Tiné ein ungewohntes Porträt der Schweiz von den Rändern her und zugleich der Nachweis, dass sich helvetische Institutionen und Werte (wie Neutralität und Humanität) für koloniale ebenso wie für antikoloniale Projekte nutzen liessen. Im darauf folgenden Beitrag geht Ariane Knüsel dem offiziellen China-Bild der Schweiz in den 1920er Jahren nach. Die Autorin sucht Zeitungsartikel, die der Schweizer Generalkonsul in Shanghai 1923 im *Schweizerischen Handelsblatt* veröffentlichte, nach (post)kolonialen Stereotypen ab. Der letzte Beitrag von Anne Lavanchy wiederum analysiert, wie eherechtliche Vorschriften auf dem Zivilstandsamt administrativ umgesetzt werden. Wie Lavanchy darlegt, kommen in der Schweiz seit 2008 fragwürdige Verfahren zur Entlarvung «falscher Ehen» zum Einsatz, in die eine rassistische Hermeneutik des Verdachts eingeschrieben ist.

Colonial Switzerland ist ein äusserst lesenswertes Buch. Es macht das Innovationspotential anschaulich, das Fragen und Perspektiven aus dem Bereich der *postcolonial studies* für ein komplexeres Verständnis der Geschichte der Schweiz haben können. Zwar fällt das Zusammenführen von theoretischen Ansätzen und Quellen nicht immer gleich überzeugend aus und wirkt an einigen Stellen etwas unverbunden. Insgesamt erschliesst der Band aber Neuland und stellt ein Feld bereit, das weiterer Aufarbeitung harret. Wie Shalini Randeria in ihrem synthetisierenden Schlusswort betont, ist es hierzu unerlässlich, sich von gängigen Analysekategorien, Periodisierungen und Raumkonzepten zu lösen – und diese mitunter selbst zum Gegenstand der Analyse zu machen. Dass die Geschichte der Schweiz von einer postkolonialen Perspektive profitieren kann, steht ausser Frage, und die Beiträge des Bandes machen anschaulich, wie sich dieser Ansatz operationalisieren lässt. Ob die Schweiz für die *postcolonial studies* interessant ist, wäre

weiter zu diskutieren. Wie Randeria betont, verkörpert der schweizerische «Kolonialismus ohne Kolonien» in der Kolonialgeschichte zwar eine Ausnahme, in der Gegenwart ist er jedoch zur Norm geworden. So gesehen wäre es durchaus denkbar, dass die Schweizer Geschichte für einmal einen Beitrag zum Verständnis der europäischen Gegenwart leisten könnte. *Brigitta Bernet, Universität Basel*

Franziska Rogger, **«Gebt den Schweizerinnen ihre Geschichte!» Marthe Gosteli, ihr Archiv und der übersehene Kampf ums Frauenstimmrecht**, Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2015, 395 Seiten, 130 Abbildungen.

Kristina Schulz, Leena Schmitter, Sarah Kiani, **Frauenbewegung. Die Schweiz seit 1968. Analysen, Dokumente, Archive**, Baden: Hier und Jetzt, 2014, 235 Seiten, 27 Abbildungen.

«Ohne Gleichberechtigung in der Geschichte wird die Frau nie gleichberechtigt sein», stellte die kürzlich verstorbene Schweizer Frauenrechtlerin Marthe Gosteli fest (Rogger, S. 225). Zwei jüngst erschienene Publikationen haben sich dieser Herausforderung für die Schweizer Geschichte gestellt: Sie setzen sich mit der Geschichte der Schweizer Frauenbewegung(en) auseinander.

Franziska Rogger hat eine dreigeteilte Monographie verfasst. Im ersten Teil zeichnet sie die Geschichte der Frauenbewegung bis zur Einführung des Frauenstimmrechts 1971 unter besonderer Berücksichtigung der Rolle des *Bundes Schweizerischer Frauenorganisationen* (BFS) nach; im zweiten beschreibt sie die Biographie Marthe Gostelis und im dritten untersucht sie am Beispiel der Familie Gosteli Geschlechterrollen von 1735 bis 1915. Einen anderen Ansatz und zeitlichen Fokus verfolgen Kristina Schulz, Leena Schmitter und Sarah Kiani. Ihr Buch hat den Anspruch, zugleich eine theoretische Grundlage für die Erforschung der Frauenbewegung in der Schweiz seit 1968, eine Quellensammlung und -edition sowie ein Archivführer zu sein. Neben einem Archivverzeichnis, das Bestände zur Schweizer Frauenbewegung aus zwanzig verschiedenen Archiven auflistet, und einer ausführlichen Bibliographie (einschliesslich unveröffentlichter Literatur) bietet das Buch Analysen zu vier «Knotenpunkten der Mobilisierung»: 1968–1978, 1975–1981, 1981–1996 und 1995–2011.

Roggers Monographie ist gleichsam eine Hommage an Marthe Gosteli. Gostelis äusserst interessantes Leben wird von der Autorin sehr gut in die gesellschaftlichen Entwicklungen in der Schweiz eingeordnet. Der persönliche Ton, den Rogger dabei anschlägt, ist zugleich die Stärke, aber auch eine Schwäche ihres Werks. Einerseits handelt es sich dabei aus Sicht einer feministischen Geschichtsschreibung um eine interessante Strategie, entzieht sich Rogger doch damit dem objektivierenden akademischen Duktus. Dazu gehört auch der besondere Aufbau des Buchs, zum Beispiel die durch die gesamte Monographie gestreuten O-Töne Gostelis aus Interviews mit der Autorin. Diese machen Gosteli zum organisierenden Zentrum der Erzählung und brechen die ereignisgeschichtlicheren Passagen immer wieder mit einem Perspektivenwechsel auf. Es gelingt Rogger, durch diese Nähe Sympathien für die Protagonistin zu wecken sowie die Leserin direkt abzuholen. Andererseits ist diese Nähe teilweise auch irritierend, etwa wenn Gostelis Lieblingsmahlzeit ausführlich beschrieben wird. Ärgerlicher ist die mangelnde Distanzierung Roggers aber, wenn sie unhinterfragt Gostelis Narrativ der Geschichte der Schweizer Frauenbewegung übernimmt. So führt die Frustration Gostelis über das mangelnde Interesse der «Neuen» Frauenbewegung am BFS und ihre Wahrnehmung, die Geschichtsschreibung habe sich stets nur für

erstere interessiert, zu einer zu starken Dichotomisierung zwischen der «Alten» und der «Neuen» Frauenbewegung, welche die Kontinuitäten und Überschneidungen ausser Acht lässt. Es entsteht der Eindruck, der BFS habe still im Hintergrund alle Fäden gezogen und die lauten und unorganisierten 68erinnen hätten dann die Lorbeeren geerntet. Rogger geht sogar so weit zu behaupten, dass die Geschichte «des langen Kampfs für politische Rechte» der Schweizer Frauen «bis heute nie erzählt» worden sei (S. 13). In diesen und ähnlichen Aussagen wird eine Kritik an der akademischen Geschichtsschreibung laut, die zwar nicht gänzlich ungerechtfertigt ist, aber doch zu weit führt. Trotzdem ist Roggers Aufarbeitung der Quellen des BFS wichtig. Entstanden ist eine interessante Monographie, die durch den Fokus auf Gosteli und deren Faszination für Geschichte zeigt, dass sich der politische Kampf auch in den Archiven abspielt.

Dessen sind sich Schulz, Schmitter und Kiani ebenfalls bewusst, weshalb ihr Buch eine Einladung an Forscherinnen und Forscher ist, sich stärker mit den Archiven der Schweizer Frauenbewegung auseinanderzusetzen. Als Wegleitung bieten die drei Autorinnen die Überblickstexte über verschiedene «Knotenpunkte der Mobilisierung» der Frauenbewegung seit 1968 und damit auch den Versuch einer Periodisierung an. Für jeden der Zeiträume wird danach gefragt, wie die Akteurinnen mobilisiert wurden und sich vernetzten, wer die Trägerinnen der Dynamik waren, wie der Aktions- und Organisationsmodus aussah, mit welchen Themen sich die Frauen hauptsächlich auseinandersetzten und in welchem Verhältnis sie zu Institutionen und zur Institutionalisierung standen. Illustriert werden die einzelnen Kapitel mit zahlreichen annotierten Quellen wie beispielsweise Flugblätter, Versammlungsprotokolle und Zeitungsartikel. Das Buch bietet einen sehr guten Einstieg in die Materie und ermöglicht einen Überblick über die Themenvielfalt, die Aktionen und die Akteurinnen der Neuen Frauenbewegung. Schulz, Schmitter und Kiani gelingt es in ihrer Analyse ausserdem zu zeigen, was das «Neue» an der «Neuen Frauenbewegung» war, ohne aber die Kontinuitäten zur und die Zusammenarbeit mit der bürgerlichen Frauenbewegung zu unterschlagen. Positiv zu erwähnen ist auch, dass die Autorinnen Exklusionen und Kämpfe innerhalb der Frauenbewegung thematisieren. So dokumentieren sie zum Beispiel den «Lesben-Hetra-Konflikt», der Ende der 1980er Jahre in der Frauen-Kino-Gruppe der Reitschule in Bern entstand (S. 134f.). Leider findet hingegen die Problematisierung von Rassismus, die in den 1980er und 1990er Jahren innerhalb feministischer Gruppierungen und Zeitschriften stattfand, keine Erwähnung. Durch den Handbuchcharakter ist das Werk sehr informativ, aber streckenweise auch ziemlich trocken – gerade im Kontrast zur oftmals lebhaften Sprache der Quellen. Der Struktur des Buches mit denselben Unterkapiteln für jeden Zeitraum sowie der Tatsache, dass die gewählten Zeiträume natürlich nicht in sich selbst geschlossen sind, ist es geschuldet, dass die Erläuterungen teilweise etwas repetitiv und redundant daherkommen. Dennoch ist das Buch grundsätzlich sehr gelungen und bietet sich, nicht zuletzt wegen der übersichtlichen Unterteilung und der annotierten Quellenbeispiele, auch zur Verwendung für den Geschichtsunterricht an. Die Quellenauswahl macht Lust auf mehr und lässt erahnen, welche Schätze in den aufgeführten Archiven lagern.

Bei allen Unterschieden weisen die beiden Publikationen auch Gemeinsamkeiten auf. So wird die Bedeutung des Archivs als politisches Instrument betont. Auch geht aus beiden Büchern hervor, dass die Frauenbewegung in der Schweiz nicht losgelöst von anderen Frauenbewegungen betrachtet werden kann. Schulz,

Schmitters und Kianis Quellenauswahl zeigt zum Beispiel den Kontakt der Schweizer Frauenbewegung zur *Women's Liberation* in den USA und die Faszination der Akteurinnen für die *Black Panther*. Rogger beschreibt Gostelis England-Aufenthalt als prägend für ihre politische Arbeit, ebenso ihre Arbeit für den *United States Information Service*, bei dem sie Einblick in amerikanische Frauenrechtspolitik erhielt.

Was in beiden Publikationen fehlt, sind Hinweise auf die Rolle Schwarzer Frauen und anderer Frauen *of Color*. Zwar erwähnen Schulz, Schmitter und Kiani, dass Migration seit den 1980er Jahren zu den Themen der Frauenbewegung gehört und nennen zum Beispiel das *Fraueninformationszentrum* (FIZ), welches sich seit 1985 gewaltbetroffener Migrantinnen annimmt (S. 113, S. 149). Aber die Selbstorganisation solcher Frauen, gerade auch derer, die nicht (oder nicht kürzlich) migriert waren, etwa im *Treffpunkt Schwarzer Frauen* in Zürich,⁹ wird nicht thematisiert. Die Suche nach deren Stimmen und Spuren würde den Blick öffnen für Ausschlüsse und blinde Flecken innerhalb der Frauenbewegung sowie für weitere Fronten im Kampf um Gleichberechtigung. Dazu müssten die Archive aber auch gegen den Strich gelesen werden, denn diese sind eben nicht nur Instrumente im politischen Kampf, sondern bilden auch Machtverhältnisse ab.

Marina Lienhard, Zürich

Grégoire Gonin, Redécouvrir la porcelaine de Nyon (1781–1813). Diffusion et réception d'un artisanat de luxe en Suisse et en Europe du XVIII^e siècle à nos jours, Neuchâtel: Editions Alphil, 2017, 128 pages, 78 illustrations.

Dans cet ouvrage d'excellente facture esthétique et littéraire – la qualité des illustrations et de l'expression font de sa lecture un véritable plaisir des sens –, Grégoire Gonin nous emmène sur les traces d'un objet de luxe tombé dans l'oubli, à savoir la porcelaine de Nyon. Tel un détective menant une enquête minutieuse, l'auteur donne toute sa mesure à la dimension de recherche de l'histoire, rassemblant patiemment les indices nécessaires à son analyse. Confronté parfois au silence des sources, il élabore alors des hypothèses propices à stimuler la réflexion et l'intérêt de son lecteur, amenant ce dernier à dévorer l'ouvrage à la manière d'un roman policier.

À cette qualité de la démarche et du récit historiques vient s'ajouter l'intérêt de l'approche méthodologique qui invite au décroisement des disciplines académiques. Positionnant l'objet d'étude à la croisée de l'histoire, de l'histoire de l'art, de la sociologie et de l'économie, l'auteur retrace son parcours sur plus de deux siècles, cherchant à en faire, selon ses termes, un «fait socio-historique <total> (Marcel Mauss)». La porcelaine de Nyon est ainsi analysée dans toutes les dimensions de sa vie sociale, de la production à la patrimonialisation en passant par la commercialisation et la diffusion sociale. Ce faisant, Grégoire Gonin nous montre comment et pourquoi les usages, les représentations et la valeur économique d'un même objet évoluent au cours du temps, en relation avec l'évolution parallèle des contextes économique, social et culturel. Dans l'impossibilité de retracer dans le détail toute la période embrassée, l'auteur prend le parti de se focaliser sur quelques moments-clés de l'histoire de son objet en leur donnant une épaisseur

9 Vgl. zu dessen Geschichte: Shelley Berlowitz et al., *Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich*, Zürich 2013.

et une complexité remarquables, notamment par le soin mis à dépeindre les acteurs socio-économiques impliqués.

Après un premier chapitre qui discute de l'historiographie consacrée à la porcelaine de Nyon, les chapitres deux et trois portent sur la période de production courant de 1781 à 1813. L'auteur y questionne la localisation de l'entreprise, son financement ou encore l'évolution de ses marchés. Dans son analyse de l'échec de la manufacture, Grégoire Gonin privilégie les choix stratégiques des dirigeants comme facteur explicatif, estimant qu'en visant une production de qualité supérieure, ils font preuve d'une mauvaise capacité d'adaptation aux attentes de la clientèle. En dépit de l'arrêt de la production en 1813, la porcelaine de Nyon bénéficie d'une deuxième vie à partir de 1850, retrouvant grâce auprès des consommateurs. Dans le chapitre quatre, l'auteur analyse «les médiations sociales et les circonstances de la redécouverte de la porcelaine de Nyon». Il met en évidence l'importance du contexte culturel et en particulier de la valorisation du patrimoine artistique et artisanal national à travers différents canaux tels que les expositions, les musées ou les sociétés savantes. La commercialisation des objets passe désormais par les antiquaires. Quant au chapitre cinq, il s'intéresse au marché spécifique de la porcelaine de Nyon, mettant en évidence deux glissements. Souvent collectionneur, l'acheteur appartient de moins en moins au patriciat et de plus en plus à la bourgeoisie enrichie désireuse d'affirmer son statut social. Au fil du temps, la valeur symbolique de l'Antiquité a par ailleurs tendance à s'effacer au profit de la valeur spéculative que procure un marché de l'art en pleine expansion. En se fondant sur une analyse des prix inédite, l'auteur établit un apogée commercial entre 1920 et 1950, qui est suivi d'une phase de stagnation, puis d'un effacement de la demande depuis le tournant du XXI^e siècle.

De toute évidence, l'apport historique de l'ouvrage dépasse celui d'une simple étude de cas consacrée à un objet de luxe. À l'instar de recherches développées en histoire sociale et culturelle des techniques, autour de la bicyclette par exemple, la contribution de Grégoire Gonin montre qu'un même objet peut avoir plusieurs vies à des époques différentes. La démonstration est d'autant plus intéressante que l'évolution des usages n'est dans ce cas pas liée à une transformation technique de l'objet lui-même – les spécificités du vélo de montagne (matériau léger, pneumatique résistante, dérailleur performant) lui ouvrent de nouveaux usages –, mais repose uniquement sur des évolutions sociales et culturelles de son environnement. À noter que la valeur de la porcelaine de Nyon, comme c'est le cas pour beaucoup d'objets de luxe, n'est que peu fonction des coûts de sa production, mais dépend avant tout des représentations sociales, elles-mêmes influencées par des effets de mode.

S'il fallait mettre quelques bémols au concert de louanges qui précède, ceux-ci porteraient sur l'analyse de la manufacture de Nyon, de sa création en 1781 à son échec en 1813: dans l'idéal, certaines spécificités du contexte de production et de commercialisation dans l'espace helvétique de l'époque auraient pu être mieux discutées. Très rapidement évoquée, la question de l'énergie mériterait notamment plus d'attention; les travaux de Daniel Marek ont en effet montré les difficultés d'introduire et rentabiliser alors une production à haute intensité énergétique. Les coûts très élevés du transport imposaient également de fortes contraintes commerciales, de sorte que les entrepreneurs suisses ne pouvaient s'imposer sur les marchés extérieurs qu'en ciblant le haut de gamme à forte valeur ajoutée. Il convient par ailleurs de ne pas minimiser les problèmes commerciaux auxquels

les entrepreneurs ont dû faire face durant la période 1798–1813. Outre la guerre, toujours défavorable au commerce du luxe, viennent s'ajouter les politiques protectionnistes – l'exportation suisse en France passe de 90 à 4 millions de livres entre 1797 et 1814 – et le tarissement du flux de touristes transitant par la région lémanique. À cet égard, une comparaison avec l'effondrement concomitant du principal secteur manufacturier de la région lémanique, l'indiennerie, aurait sans doute apporté un éclairage intéressant.

Ces quelques pistes de discussion, quelque peu frivoles au regard du travail livré et de la justesse de l'analyse, ont pour seule ambition de nourrir la réflexion et de stimuler les vocations. D'autres études de cette qualité seraient en effet bienvenues pour renouveler l'histoire suisse et en particulier celle du long XIX^e siècle.

Cédric Humair, Université de Lausanne

Patrick Kupper, Bernhard C. Schär (Hg.), **Die Naturforschenden. Auf der Suche nach Wissen über die Schweiz und die Welt 1800–2015**, Baden: Hier und Jetzt, 2015, 308 Seiten.

2015 hat die *Akademie der Naturwissenschaften Schweiz* (SCNAT) mit diesem Sammelwerk ihren 200. Geburtstag gefeiert. Am 6. Oktober 1815 wurde sie als *Schweizerische Naturforschende Gesellschaft* (SNG) auf dem Petit Salève (im französischen Departement Haute-Savoie) ins Leben gerufen. Die Initiative ergriffen damals der Genfer Naturforscher und Apotheker Henri-Albert Gosse (1753–1816) und der Berner Pfarrer, Alpen- und Naturforscher Jakob Samuel Wyttenbach (1748–1830). Heute ist die SCNAT die Dachorganisation von mehr als 130 Organisationseinheiten, die 2007 sechs thematischen Plattformen zugeordnet wurden.

Der Sammelband ist dem Titel nach der Suche «nach Wissen über die Schweiz und die Welt» gewidmet. Ausgangspunkt der Herausgeber ist die Feststellung, dass die Schweiz ein «Land der Naturforschenden» sei. «Die Schweiz gehört zweifellos zu den führenden Wissenschaftsnationen der Gegenwart», schreiben sie in ihrer knappen Einleitung: ein internationaler Erfolg, der «eine grössere Geschichte» habe; und sie fügen hinzu: «(...) seit den Anfängen der modernen Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert umfasste das Naturstudium in der Schweiz stets eine grössere Gruppe von Personen, die meisten davon sogenannte «Liebhaber» – also Amateure in der ursprünglichen Bedeutung des Begriffs» (S. 12). Von 1600 bis 1800 zählte die Schweiz nicht weniger als 150 sogenannte gelehrte Gesellschaften, und es ist kein Zufall, dass die oben genannten Henri-Albert Gosse und Jakob Samuel Wyttenbach, bevor sie die SCNAT gründeten, sehr aktiv in verschiedenen solchen Gremien tätig waren.

Nebst dem Geleitwort des Präsidenten und des Generalsekretärs der SCNAT (S. 8), dem Schlusswort von Bundesrat Johann N. Schneider-Ammann (S. 298–299), der Einleitung, einem Nachwort (S. 274–278) und einer kurzen Darstellung der Geschichte der SCNAT (S. 282–295) durch die Herausgeber enthält der Sammelband fünfzehn Beiträge über Forscher (und nur über eine Forscherin), die eine enge Beziehung zum Wissenschaftsstandort Schweiz und zur SNG/SCNAT führten. Dem Trend des Schreibens wissenschaftlicher Biografien im angloamerikanischen Raum folgend, möchten die Herausgeber und die AutorInnen «Personen als Instrumente oder Sonden» benutzen, «um jene historischen Zeitabschnitte auszuleuchten, in denen diese Personen gelebt, gehandelt und gedacht haben» (S. 13).

Der Band beginnt mit einem Beitrag von Tobias Krüger über Jean de Charpentier (1786–1855) und die Entdeckung und Erforschung der Eiszeit und schliesst mit einem Blick von Alban Frei auf eines der grössten Schweizer Forschungsprogramme aller Zeiten: das 2007 lancierte SystemsX-Projekt zur Förderung der Systembiologie. Dazwischen finden wir in chronologischer Ordnung Beiträge, die sich mit Forschern aus den Bereichen der Meteorologie (Franziska Hupfer), des Erdbebendienstes (Remo Grolimund), der Botanik (Tobias Scheidegger) sowie der Rassenforschung, der Erforschung der «exotischen» Natur und der physischen Anthropologie (Bernhard C. Schär; Serge Reubi; Pascal Germann) auseinandersetzen. Vier weitere Artikel werfen einen Blick auf die Entstehung der naturhistorischen Museen in der Schweiz (Flavio Häner) und auf die Forschung im Bereich der Naturstoffchemie (Lea Haller), der Physik (Alexis Schwarzenbach) und der Strahlenbiologie (Sibylle Marti über die einzige Naturforscherin, die im Buch vorgestellt wird, Hedi Fritz-Niggli).

Drei Charakteristika der Schweizer Naturforschung tauchen immer wieder auf. Es handelt sich erstens um die Integration der NaturforscherInnen in internationale Wissenschaftsnetzwerke, was auch – so heben die Herausgeber hervor – zur Integration der Schweiz in die globalen Machtverhältnisse beigetragen hat. Viele naturgeschichtliche Sammlungen enthielten Spezimen von Pflanzen und Tieren aus Kolonialgebieten, die teilweise direkt durch Schweizer Forschungsreisende erworben worden waren. Zweitens zeigt sich wiederholt, wie die Neutralität der Schweiz Ende des 19. und während des 20. Jahrhunderts als Standortvorteil benutzt werden konnte, etwa beim Aufbau eines internationalen bibliographischen Systems durch Herbert Haviland Field in Zürich (Beitrag von Patrick Kupper) oder im Rahmen der Polar- und Tropenforschung während des Kalten Kriegs und des Dekolonisierungsprozesses (Beiträge von Lea Pfäffli und Lukas Meier). Ein drittes Charakteristikum, das von den Herausgebern betont wird, ist die Stellung der *amateurs* (Naturliebhaber) und Lokalforscher innerhalb der schweizerischen Wissenschaftsgeschichte bis ins 19. Jahrhundert (S. 275), wobei dies eigentlich keine Besonderheit der Schweiz, sondern auch in anderen Ländern zu beobachten ist.¹⁰

Der Sammelband ist eine spannende Lektüre, und den AutorInnen ist es gelungen, Biografien zu schreiben, in denen die ForscherInnen in ihrer sozialen und wissenschaftlichen Umgebung kontextualisiert werden. Die Entscheidung, die *case studies* auf die Zeit zwischen 1800 und 2015 zu beschränken, hat mit dem Gründungsjahr der SNG im Jahr 1815 zu tun und ist unter diesem Aspekt nachvollziehbar, besonders weil sich der Begriff «Wissenschaft», wie wir ihn heute verstehen, erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt hat (man denke an die Spezialisierung der Disziplinen und die zunehmende Professionalisierung). Die Herausgeber weisen zu Recht darauf hin, dass die Erforschung der Natur in der Schweiz eine sehr lange Geschichte hat (S. 12, S. 277): Seit der Renaissance und besonders während des 17. und 18. Jahrhunderts entwickelten sich naturgeschichtliche Sammlungen, botanische Gärten, meteorologische Datensammlungen sowie die Praktik des Botanisierens in rasantem Tempo. Es wäre deswegen sinnvoll gewesen, diese *longue durée* der Praktiken in den verschiedenen Beiträgen her-

10 Vgl. zum Beispiel: Steven Shapin, *The scientific life. A moral history of a late modern vocation*, Chicago 2008, S. 41–42.

vorzuheben sowie die Akteure, die darin involviert waren, öfter zu erwähnen.¹¹ Dies würde der Komplexität der Phänomene nur gerecht.

Die Herausgeber erwähnen auch zu Recht, dass die Geschichte der Naturwissenschaften zu den unpopulärsten Themen unter Schweizer HistorikerInnen gehört (S. 274).¹² Gerade deswegen ist der Sammelband wichtig, denn er weist dezidiert auf die zentrale Bedeutung dieses eher vernachlässigten Forschungsthemas für die Schweizer Geschichtsschreibung (auch für die Zeit vor 1800) hin.

Simona Boscani Leoni, Universität Bern

Josef Lang, Pirmin Meier, **Kulturkampf. Die Schweiz des 19. Jahrhunderts im Spiegel von heute**, Baden: Hier und Jetzt, 2016, 148 Seiten.

Es wäre vermessen zu behaupten, der Kulturkampf stehe zurzeit im Fokus des wissenschaftlichen Interesses. Doch sind in den letzten rund zwei Jahrzehnten, seit der erweiterten Neuauflage von Peter Stadlers früherem Standardwerk *Der Kulturkampf in der Schweiz* (1996), einige wichtige Publikationen erschienen, die sich mit dem Thema befassen.¹³ Ausserhalb der Schweiz sind zudem mehrere Werke entstanden, die einen komparativen Ansatz verfolgen und die Kämpfe zwischen Katholizismus und säkularem Staat, die im 19. Jahrhundert in vielen Ländern stattfanden, in einen gesamteuropäischen Kontext einbetten.¹⁴

Die beiden Autoren des vorliegenden Bandes, der Zuger Politiker und Historiker Josef Lang und der Innerschweizer Intellektuelle Pirmin Meier, interessieren sich nur am Rande für internationale Vergleiche und transnationale Dimensionen des Kulturkampfs. Ihr Interesse gilt der Vielfalt der kulturkämpferischen Auseinandersetzungen, die sich innerhalb der Grenzen der Schweiz abspielten. Hier wird der Leser dafür mit ungemein facettenreichem Detailwissen bedient.

Das Buch, erschienen im Verlag Hier und Jetzt, wartet mit einer originellen Gestaltung auf: Es besteht aus zwei eigenständigen Essays. Je nach Vorliebe kann der Leser mit dem Essay von Josef Lang oder, über die kurze Buchseite gedreht, mit demjenigen von Pirmin Meier beginnen. In der Mitte des Buchs treffen sich

11 Vgl. Im Sinne einer Auswahl schon abgeschlossener oder noch laufender Projekte: das Albrecht von Haller-Projekt in Bern (<http://www.haller.unibe.ch/>) oder das Euler-Projekt und die Edition der Bernoulli-Briefwechsel in Basel (<https://www.bez.unibas.ch/pr/bebb.php>; <https://www.bez.unibas.ch/pr/opera.php>; <https://www.bez.unibas.ch/pr/beol.php>), zugegriffen am 5.9.2017.

12 Im Historischen Lexikon der Schweiz fehlen Einträge über «Wissenschaft», «Naturwissenschaft» oder «Naturforschung», und diese Themen werden auch in den jüngst erschienenen Büchern, die der Schweizer Geschichte gewidmet sind, nicht behandelt: z. B. Georg Kreis (Hg.), *Die Geschichte der Schweiz*, Basel 2013; Thomas Maissen, *Geschichte der Schweiz*, Baden 2011; François Walter, *Histoire de la Suisse*, Neuchâtel 2009–2010 (vgl. für diese Bemerkungen der Herausgeber S. 278).

13 Stellvertretend für weitere: Heidi Bossard-Borner, *Im Spannungsfeld von Politik und Religion. Der Kanton Luzern 1831 bis 1875*, Basel 2008; Urs Altermatt, *Konfession, Nation und Rom. Metamorphosen im schweizerischen und europäischen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frauenfeld 2009.

14 Stellvertretend für weitere: Christopher Clark, Wolfram Kaiser (Hg.), *Culture Wars. Secular-Catholic Conflict in Nineteenth-Century Europe*, Cambridge 2003; Manuel Borutta, *Antikatholizismus. Deutschland und Italien im Zeitalter der europäischen Kulturkämpfe*, Göttingen 2010.

die beiden Autoren, moderiert von Verleger Bruno Meier, zu einem Gespräch, wo sie die Brücke zur politischen Gegenwart sowie zu den eigenen, vom katholischen Milieu geprägten Biografien schlagen.

Inhaltlich auffallend ist zunächst die den Essays zugrunde liegende Periodisierung: Lang und Meier fassen den Kulturkampf sehr weit und behandeln die religiös-ideologischen Konflikte zwischen Konfessionen und Nation sowie Tradition und Fortschritt im halben Jahrhundert zwischen etwa 1830 und 1880. Der Fokus liegt dabei auf den beiden Jahrzehnten vor der Bundesstaatsgründung, dem «Kulturkampf avant la lettre», wie ihn Urs Altermatt genannt hat, und nicht, wie ansonsten häufiger der Fall, auf den Auseinandersetzungen in den frühen 1870er Jahren rund um die Bundesverfassung und das Erste Vatikanische Konzil.

Es empfiehlt sich, das Buch mit dem Essay von Josef Lang zu beginnen. Sein dichter und nahe an der einschlägigen Forschung verfasster Text richtet sich nach einer groben Chronologie und ist bemüht um die grossen historischen Linien. Lang schöpft in seinem 63 Seiten starken Essay aus einem tiefen eigenen Reservoir von früheren Publikationen, etwa zur Ultramontanisierung des Schweizer Klerus, zum katholischen Antisemitismus oder zur Judenemanzipation, der «Krone des Kulturkampfs», wie Lang sie nennt (S. 5). Sein Hauptanliegen besteht darin, den Schweizer Kulturkampf als eine im Kern innerkatholische Auseinandersetzung darzustellen, zwischen katholischen Radikalen und Liberalen auf der einen und katholischen Konservativen und Ultramontanen auf der anderen Seite. Interessant ist etwa seine Feststellung, dass der katholische Antijesuitismus stärker antiklerikal ausgerichtet war als der eher patriotisch gesinnte protestantische Antijesuitismus. Kulturkämpferische Konflikte findet Lang auch in der katholischen Innerschweiz, die Peter Stadler noch als «konfliktfreie Zonen» galten. Er stützt sich dabei vor allem auf das Beispiel Obwalden und die wechselhafte politische Karriere des ersten Innerschweizer Ständeratspräsidenten Niklaus Hermann (1818–1888).

Die katholischen Radikalen hätten, so Lang, entscheidend dazu beigetragen, dass aus der konfessionell tief gespaltenen Eidgenossenschaft 1848 ein liberaler und 1874 ein säkularer Bundesstaat wurde. Wer diese Akteure vergesse, so das Fazit des Essays, verpasse die Chance, ein entscheidendes Kapitel der modernen Schweizer Geschichte zu verstehen.

Pirmin Meier wählt einen essayistischeren Zugang zum Thema als Lang. Er führt den Leser auf 54 Seiten an verschiedene Schauplätze des Kulturkampfs und macht ihn mit einer Vielzahl von bekannten und weniger bekannten historischen Akteuren jener Zeit vertraut. Meier interessiert sich nicht nur für die institutionell-politische Dimension des Kulturkampfs; er kennt auch die verschiedensten Ausprägungen der katholischen Massenbewegung und der populären Frömmigkeit des 19. Jahrhunderts bestens. Es ist eine Stärke seines Texts, dass er nicht nur Grosspolitiker wie Augustin Keller (1805–1883) oder Philipp Anton von Segesser (1817–1888) in seine Darstellung einbezieht, sondern auch Figuren der Volksreligiosität wie den Luzerner Bauern und religiösen Charismatiker Niklaus Wolf von Rippertschwand (1758–1832) oder Thomas Wandeler, genannt «Rigeli-thommen», einen Propheten des 17. Jahrhunderts, dessen volkstümliche, chiliasische Prophezeiungen in den frühen 1830er Jahren neu herausgegeben und rezipiert wurden.

Meiers Stilmittel ist die Anekdote. Wie wenig das Gedankengut der Französischen Revolution in der Innerschweiz Fuss fassen konnte, illustriert er beispiels-

weise anhand eines Schimpfworts: Der mündige, aufgeklärte Bürger nach französischem Vorbild, aber auch die Freischärler von 1844/45 sowie pauschal die Bundesräte von 1848 wurden in der Innerschweiz als «Sidiane» beschimpft. Es handelte sich dabei, so Meier, um eine Verballhornung des Worts «Citoyen» (S. 31). Ein wenig störend wirken hingegen die manchmal schnellen Assoziationen zur Gegenwart, die den Essay durchziehen; etwa wenn die Schleifung der Gnadenkapelle in der Klosterkirche Einsiedeln durch die Franzosen im Jahr 1798 mit einer Zerstörung der Kaaba in Mekka durch die Amerikaner verglichen wird (S. 32). Was auf einem öffentlichen Podium als Pointe funktionieren mag, tut es im geschriebenen Text nur bedingt.

Der Dopplessay von Lang und Meier macht die Vielschichtigkeit und regionale Heterogenität des Kulturkampfs textlich erfahrbar. Als Leser bleibt man in diesem wilden Ritt durch die Kulturkampflandschaft aber leider etwas orientierungslos. Vor allem bei Meier, der mitunter von «Kulturkampfgeschichten» spricht, lassen sich die Sprünge von einem lokalen Kulturkampf zum nächsten, von dieser Anekdote zu jener, als Leser nicht immer nachvollziehen. Es stellt sich auch die Frage, ob man für das Gebiet der Schweiz angesichts der zersplitterten Konfliktlage nicht konsequent von *Kulturkämpfen* im Plural denn von einem *Kulturkampf* im Singular sprechen sollte. Das gilt vor allem für die 1830er und 1840er Jahre. Aber auch in den ersten Jahrzehnten im Bundesstaat wurden Kulturkämpfe in ganz unterschiedlichen Schattierungen hauptsächlich in den Kantonen oder in einzelnen Bistümern ausgetragen. Man denke an die antiklerikale Politik im Tessin in den 1850er und in St. Gallen ab den frühen 1860er Jahren sowie an die Konflikte zwischen Bischof Eugène Lachat (1819–1886) und den Kantonen im Bistum Basel.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch fragen, ob die manchmal starre Zuordnung der historischen Akteure zu politisch-ideologischen Lagern (radikal, liberal, konservativ, ultramontan etc.) letztlich einem tieferen Verständnis nicht zuwiderläuft. Wird man einer breit interessierten und über die Konfessionsgrenzen hinaus vernetzten Figur wie dem Einsiedler Benediktinerpater Gall Morel (1803–1872) wirklich gerecht, wenn man ihn als «ultramontan» etikettiert (Lang, S. 12)? Und wäre das, wenn schon, nicht ein ganz anderer Ultramontanismus als beispielsweise jener der Freiburger Richtung um den Priester Joseph Schorderet (1840–1893)?

Heinz Nauer, Universität Bern / Einsiedeln

Mischa Suter, **Rechtstrieb. Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus 1800–1900**, Konstanz: Konstanz University Press, 2016, 332 Seiten.

Kredite sind Zahlungsverprechen über zukünftige monetäre Zahlungsströme. Für eine bestimmte Zeitspanne binden sie Schuldner und Gläubiger rechtlich aneinander. Über diese etwas trockene Definition mag man schnell hinweglesen; in ihr verbirgt sich aber der Reiz, den die Analyse von Kreditbeziehungen für Historikerinnen und Historiker haben kann. Was diesen Reiz ausmacht und welchen Erkenntnisgewinn es eröffnen kann, Kreditbeziehungen zu analysieren, zeigt Mischa Suters Studie *Rechtstrieb – Schulden und Vollstreckung im liberalen Kapitalismus* auf beeindruckende Weise. Die Studie konzentriert sich dabei auf einen ganz konkreten Moment innerhalb von Kreditbeziehungen. Im Mittelpunkt steht der Konkurs und die sich hieran anknüpfenden sowie konzeptionell mit ihm verbundenen sozialen, rechtsstaatlichen und administrativen Reaktionen, Konzepte sowie Praktiken.

Suter gliedert seinen Stoff ungewöhnlich, aber äusserst überzeugend: Einer in das Thema umsichtig einführenden Einleitung folgt ein erstes Kapitel, welches den Leser*innen vorweg den Fluchtpunkt der Analyse präsentiert und zugleich durch die Geschichte des Rechtstrieb und der Zwangsvollstreckung in der Schweiz bis zum Jahr 1889 marschiert. Suter argumentiert, dass die in der liberalen Schweiz formulierten Konzepte, verabschiedeten Gesetze und vollzogenen Praktiken zweierlei veranschaulichen: Einerseits führte die Homogenisierung des Rechtstrieb zu einer Stabilisierung ökonomischer Transaktionen; andererseits unterschied die juristische und alltägliche Praxis zwischen verschiedenen Schulden und, darauf basierend, unterschiedlichen Verfahrensweisen. Hier stand der professionelle Kaufmann dem nicht im Handelsregister verzeichneten Bürger gegenüber. Durch diese Techniken und Verfahren sei das Artefakt der «modernen Wirtschaft» erst entstanden. Schulden und ihre Regulierung kennzeichneten sich dementsprechend durch eine Homogenisierung der (rechtlichen) Verfahrensweisen, die auf soziale Defragmentierung zugunsten liberaler Konzepte im Dienste kapitalistischer Transaktionen abzielten.

Wie es zu diesen liberalen Konzepten und daran orientierten Regierungstechniken kam, plausibilisiert Suter in den folgenden Kapiteln durch einen stetigen Rückbezug auf den Anfang des 19. Jahrhunderts und den chronologischen sowie thematischen Gang durch ganz unterschiedliche Geschichten zum Schuldeneintreiben und zu Figuren der Insolvenz seit 1800. Den empirischen Fallstudien ist jedoch erst einmal ein Theoriekapitel vorangestellt, welches vier mögliche thematische Schwerpunkte (Subjektivierung, Klassifizierung, Personen und Dinge) als analytische Dreh- und Angelpunkte der Analyse erörtert und so den Gegenstand der darauffolgenden drei Kapitel methodisch vorbereitet. Die nun folgenden zahlreichen lokalen Beispiele, Figuren und Praktiken, die kundig mittels neuester Literatur eingeordnet und auf Archivalien fussend historisch umsichtig kontextualisiert werden, können an dieser Stelle nicht aufgezählt werden. Über seinen Zugang, Schulden als «partikulare Geschichten systemischer Regelungen» zu fassen, gelingt es Suter, zentrale Aspekte der Sozial-, Wissens- und Rechtsgeschichte der Schweiz herauszuarbeiten, die oft schlichtweg übersehen werden. Zugleich weist er dem Scheitern einen plausiblen Platz in der Erfolgsgeschichte des Kapitalismus zu.

Übergreifend erscheint in Suters Beispielen der historische Wandel des Konkurses im Rahmen einer Geschichte des Kapitalismus im 19. Jahrhundert als fragil und stets reversibel. So konzeptualisiert treten sehr plastisch einzelne historische Konstellationen hervor, in denen der Konkurs zum immanenten Teil des Kapitalismus wurde. Dennoch lässt sich diskutieren, inwiefern der Akzent der Interpretation nicht verschoben werden müsste, wenn man das Scheitern nicht nur als immanenten und katalysierenden, sondern auch strukturierenden Aspekt des Kapitalismus versteht: In einer solchen Lesart liesse sich der Durchbruch und Erfolg liberaler Konzepte, kapitalistischer Ordnungen und sozialstaatlicher Disziplinierungen im 19. Jahrhundert besonders gut anhand der Fähigkeit der Gesellschaft zeigen, mit dem massenhaften Fallieren, ökonomischen Scheitern und sozialen Ausscheiden der säumigen Schuldner nicht nur umzugehen, sondern diese Ereignisse in einen leicht zu regelnden Normalfall zu verwandeln. Erst dann konnte der Kredit zum Motor (aber auch zur Achillesferse) des Kapitalismus werden. Zunächst die Industrialisierung und darauf folgend die Finanzialisierung der Wirtschaft mit all ihren sozialen Folgen werden dadurch ermöglicht. Die Gesell-

schaftsordnung, die dem Kapitalismus die Konturen gibt, erscheint in dieser Interpretation jedoch nicht als besonders brüchig und reversibel. Viele eher strukturieren Kreditbeziehungen und ihr Scheitern, das Fallieren und der Bankrott von Einzelnen, Unternehmen oder Staaten die ökonomische Ordnung und politischen Machtbeziehungen, als dass sie diese bedrohen. Insofern hat der Autor nicht nur eine exzellente geschichtswissenschaftliche Analyse der Schweizer Gesellschaft im 19. Jahrhundert vorgelegt, sondern regt im allerbesten Sinne zum Nachdenken über unsere eigene Gegenwart an.

Laura Rischbieter, Konstanz

Stephan Aerschmann, **Der ideale Richter. Schweizer Bundesrichter in der medialen Öffentlichkeit (1875–2010)**, Zürich: Chronos Verlag, 2014, 276 Seiten.

Stephan Aerschmanns Studie zum Bild des «idealen Richters» erschien zur rechten Zeit: Die Rolle von Justiz und Gerichten, und damit von Richterinnen und Richtern, ist in der Schweiz in den letzten Jahren verstärkt in den Brennpunkt der politischen Auseinandersetzung und der medialen Berichterstattung gerückt. Zur Geschichte der Justiz im Schweizerischen Bundesstaat hingegen ist geschichts-, sozial- und kulturwissenschaftlich bis vor kurzem noch kaum geforscht worden.

Ausgehend von diesem Forschungsdesiderat fragt Aerschmann nach den richterlichen Idealbildern sowie den darin aufscheinenden Vorstellungen über die Aufgabe und Rolle der Justiz. Untersucht wird dies in der Schweizer Medienöffentlichkeit im langen Untersuchungszeitraum von 1875 bis 2010. In der Einleitung legt der Autor überzeugend dar, weshalb Würdigungstexte über Richter am Lausanner Bundesgericht, die anlässlich von Todesfällen, Rücktritten, Amtsjubiläen oder dergleichen verfasst wurden, eine ausgezeichnete Quellengattung darstellen, um das richterliche Idealbild sowie die mit diesem verknüpften populärwissenschaftlichen Vorstellungen zur Funktionsweise der Justiz zu studieren. Dem Werk liegt ein Textkorpus von mehr als 1000 Zeitungsartikeln und einigen Büchern zu insgesamt 150 Bundesrichtern und zwei Bundesrichterinnen zugrunde, den der Autor mit einem diskursanalytischen Ansatz untersucht. Schwerpunktmässig fragt Aerschmann entsprechend nach dem Gleichförmigen, Stereotypen und Seriellen in der Darstellung der Fähigkeiten und Eigenschaften eines guten Richters.

Die Studie gliedert sich in drei Teile. Während es im ersten um die Darstellung des richterlichen Verhältnisses zur Politik geht, widmet sich der zweite Teil der Frage, ob Richtern eher ein «theoretisches» (akademisch-universitäres) oder «praktisches» (anwaltschaftlich-berufspraktisches) Profil zugeschrieben wurde. Der dritte und längste Teil geht auf die Darstellung der richterlichen Praxis ein. In drei kürzeren Exkursen vergleicht Aerschmann hier das in den Würdigungstexten herausgearbeitete Idealbild mit populären Vorstellungen über Richter und Justiz. Letzteres entnimmt er publizierten Leserbriefen zu Gerichtsurteilen mit hoher öffentlicher Resonanz («Fall Elisabeth Kopp» 1990, Entscheide zu Einbürgerungen an der Urne, «Spuckaffäre Martin Schubarth» 2003). Wie der Autor herausarbeitet, zeigten sich in den Leserbriefen dieselben Parameter und Wertmassstäbe wie in den Würdigungstexten, was darauf schliessen lässt, dass diese den Rahmen des Sag- und Denkbaren mehr oder weniger vollständig aufspannten. Ferner geht Aerschmann davon aus, dass sich die Würdigungstexte auf das richterliche Selbstverständnis auswirkten, wobei die Studie dies eher behauptet denn empirisch schlüssig nachweisen kann.

Über die ganze Studie hinweg zeigt sich, wie zentral die Rhetorik von Persönlichkeitsmerkmalen in den Beschreibungen der Bundesrichter war. Aerschmann argumentiert beispielsweise, die Zuschreibung bestimmter Charaktereigenschaften wie «massvoll» oder «konzilient» hätten den Verfassern der Würdigungstexte erlaubt, das Verhältnis von Justiz und Politik als antithetisch erscheinen zu lassen, obwohl zwischen den beiden Feldern bis in die 1960er Jahre eine hohe personelle Durchlässigkeit geherrscht habe. Kritische Bemerkungen zur personellen Verflechtung der politischen und justiziellen Elite habe es durchaus gegeben, die dominante Deutung wertete diese Durchlässigkeit und die damit verbundenen Übertritte ehemaliger Politiker in das Richteramt kraft deren charakterlicher Ausstattung allerdings als unproblematisch.

Wie der Autor zeigt, verfügte ein Bundesrichter noch um 1900 typischerweise über ein beträchtliches politisches Kapital und eher bescheidene juristische Kenntnisse. Im Laufe der Zeit fand faktisch zwar ein Wandel hin zur juristischen Fachperson mit akademischen Qualifikationen statt, dieser schlug sich aber gerade *nicht* in den Idealbildern nieder, wie sie in den Würdigungstexten gezeichnet wurden: Praktisches Wissen, «gute Menschen- und Volkskenntnisse, genaue Kenntnisse der Realitäten des Lebens sowie praktischer Sinn» sind in den Beschreibungen deutlich vorrangig gegenüber Rechtskenntnissen oder juristischem Denkvermögen geblieben.

Der ideale Richter liest sich gut; ins Stocken gerät der Lesefluss einzig, wo personenübergreifende Muster viel zu erschöpfend belegt werden. Inhaltlich wie methodisch zeigen sich die Stärken und Schwächen eines Zugangs, der auf einen dichten, zeitlich gedehnten, aber auch homogenen Quellenkorpus baut: Die Binnenanalyse zeugt von sorgfältiger Arbeit und fördert spannende Erkenntnisse bezüglich der charakterlichen Ausstattung des idealen Richters und deren diskursiven Funktion zutage. Als wichtigstes Ergebnis seiner Dissertation hält der Autor die überraschende Kontinuität der Darstellung des idealen Richters fest. Wandelnde Richterprofile verändern die in den Würdigungen zum Vorschein tretenden Idealvorstellungen also nicht. Ausser Acht lässt Aerschmann dabei, dass einer oberflächlich stabilen Idealvorstellung je nach historischem Kontext eine mitunter radikal andere Bedeutung zukommen kann. Die gesellschaftliche Kontextualisierung des Untersuchungsgegenstands kommt überhaupt viel zu kurz. Aerschmann bezieht sich trotz des langen Untersuchungszeitraums kaum auf geschichtswissenschaftliche Literatur. Zwar weist der Autor selbst darauf hin, dass der «Bereich des Kontextes partiell vernachlässigt» werde und rechtfertigt dies mit der «Textverliebtheit» der Diskursanalyse. Indes fehlt die gesellschaftliche Sensibilität auch auf der Ebene der untersuchten Texte: Im Buch kommen viele, zu anderem Zweck angeführte Quellenzitate vor, die zeigen, dass der «ideale Richter» nicht nur implizit als Mann gedacht, sondern als explizit «männlich» beschrieben wurde. Dass dieses Diskursmuster nicht erkannt und analysiert wird, ist nicht eine Frage der Methode, sondern eine der fehlenden Geschlechterperspektive.

Den kritisierten Auslassungen zum Trotz leistet *Der ideale Richter* einen frühen, empirisch gesättigten Beitrag zur historischen Erforschung der Justizeliten der modernen Schweiz und behandelt einen Gegenstand, der im politischen Zeitgeschehen und in der Forschung aktuell bleiben dürfte. *Jonathan Pärli, Freiburg*

Kevin Heiniger, **Krisen, Kritik und Sexualnot. Die «Nacherziehung» männlicher Jugendlicher in der Anstalt Aarburg (1893–1981)**, Zürich: Chronos Verlag, 2016, 495 Seiten, 37 Abbildungen.

Aus Kreisen der *Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* wurde am Anfang des 19. Jahrhunderts die Forderung laut, straffällig gewordene Jugendliche getrennt von erwachsenen Sträflingen zu internieren. Die Jugendlichen sollten einem angeblich schädigenden Umfeld entzogen und in spezialisierten Anstalten gemäss bürgerlichen Ordnungsvorstellungen umerzogen werden. 1893 wurde auf kantonale Initiative die Zwangserziehungsanstalt Aarburg für männliche Jugendliche unter 18 Jahren eröffnet, in der Schweiz die dritte ihrer Art. Sie nahm seit Beginn sowohl verurteilte Straftäter als auch administrativ versorgte «jugendliche[] ‹Taugenichtse›» (S. 16) auf.

Die Dissertation von Kevin Heiniger geht der Geschichte der Anstalt von ihrer Gründung bis 1981 nach, als nach dem Inkrafttreten der Europäischen Menschenrechtskonvention die administrative Versorgung durch die Fürsorgerische Freiheitsentziehung ersetzt wurde. Die Studie identifiziert Krisen und Brüche in der Institutionsgeschichte, um daraus Rückschlüsse auf die Lebensbedingungen der Insassen zu ziehen. Sie nimmt an der Schnittstelle von Sozial- und Kulturgeschichte eine neue Perspektive ein, womit sie sich von vielen Studien abhebt, die jüngst zu fürsorgerischen Praktiken wie etwa der Fremdplatzierung von Kindern erschienen sind. Entgegen einer klassischen Institutionsgeschichte nämlich legt der Autor sein Augenmerk auf den Handlungsraum der Jugendlichen, insbesondere hinsichtlich ihrer Sexualität. Um die Lebenswelt der Jugendlichen anhand ihrer Konflikte und Konfrontationen mit den institutionellen Akteuren aufzuzeigen, greift er auf das Lebensweltkonzept von Heiko Haumann zurück.

Der Autor profitiert vom glücklichen Umstand, dass der Quellenbestand der Anstalt seit ihrer Gründung integral überliefert ist. Neben administrativen Akten wie Protokollen und Regierungsbotschaften sind auch die Personendossiers durchgehend erhalten. Letztere sind für die Studie von grosser Wichtigkeit. Von über 3400 Dossiers hat der Autor jedes fünfzigste ausgewertet. Sie enthalten vereinzelt Ego-Dokumente; besonders hervorzuheben ist ein Tagebuch von 1944, das im Anhang der Dissertation ediert wird. Es setzt einen Kontrapunkt zu den Akten, die primär den Blick der Behörde wiedergeben. Das Buch ist in sieben chronologische Kapitel gegliedert, die den institutionellen Entwicklungslinien folgen. Das abschliessende achte Kapitel, das mit dem chronologischen Aufbau bricht, rekonstruiert die (homo-)sexuellen Lebenswelten in der Anstalt und bringt sie mit zeitgenössischen juristischen, fürsorgerischen und psychiatrischen Diskursen über Homosexualität in Verbindung.

Für den Heimalltag macht der Autor mehrere konstitutiv wirkende krisenhafte Momente aus. Eine Krise im Jahr 1916, ausgelöst durch zwei anstaltsinterne Suizide, deckte Gewaltexzesse von Mitarbeitern auf. Gewalt war an der Tagesordnung, sie hatte in der Anstalt System. Doch erst eine weitere Krise im Jahr 1936 führte zu einer umfassenden Reorganisation der Anstalt, nachdem der Kreuzlinger Seminardirektor Willi Schohaus (1897–1981) in einem Artikel im *Schweizer Spiegel* auf die infrastrukturellen, organisatorischen und pädagogischen Mängel aufmerksam gemacht hatte. So wurden bereits viele Forderungen der anstaltskritischen Heimkampagne der frühen 1970er Jahre vorweggenommen.

Die Neuerungen legten gemäss dem Autor den Grundstein für die Transformation der Anstalt zu einem «Massnahmezentrum mit Therapieangebot»

(S. 260). Die als deviant angesehenen Jugendlichen wurden nun mit Therapie und Beratung auf ein Leben nach der Anstalt vorbereitet. Experten wie Psychiater und Psychologen spielten bei der Begutachtung und Therapierung der Jugendlichen eine entscheidende Rolle. Der Fokus der Zugriffe verschob sich vom Körper zur Psyche – und damit nahmen die Körperstrafen ab.

Die Betonung des Wandels der Erziehungsanstalt Aarburg von einer geschlossenen Umerziehungsanstalt zu einer «modernen Erziehungsinstitution» (S. 397) in den 1970er Jahren hinterlässt stellenweise einen teleologischen Eindruck – als ob dieser Wandel zu einer fortschrittlichen bedürfnisgerechten Unterstützung der Insassen geführt hätte. Weder wird die von den Akteurinnen und Akteuren der Institution vorgenommene fortschreitende «automatische Identifizierung»¹⁵ der Insassen als erziehungsschwierige Subjekte thematisiert, noch wird die mit dem Wandel einhergehende Veränderung der Machtpraktiken diskutiert. Denn: Auch nach der Heimkampagne von 1970 ging das Anstaltspersonal allein aufgrund des Umstands, dass die Jugendlichen in der Anstalt interniert waren, davon aus, dass sie «verhaltensgestört» seien. Nur sollte deren Verhalten nicht mehr in erster Linie durch Disziplinierung, sondern durch Therapie in gesellschaftlich akzeptierte Bahnen gelenkt werden. Das Ziel, die Individuen bestimmten Ordnungsvorstellungen entsprechend «produktiv» zu machen, blieb bestehen.

Am Beispiel der Homosexualität wird die Problematik zumindest angetönt. Der Autor weist folgerichtig darauf hin, dass nach der Einführung des Schweizerischen Strafgesetzbuchs 1942 Homosexualität zwar nicht mehr unter Strafe stand, die Sanktionen homosexueller Handlungen dennoch nicht rückläufig waren. Im Gegenteil: Die betroffenen Jugendlichen unterlagen vermehrt psychiatrischen und psychologischen Therapierungsversuchen, die sie heteronormativen Vorstellungen anpassen sollten. Daraus resultierten freiheitseinschränkende Massnahmen wie etwa die Entmündigung bei Volljährigkeit.

Insgesamt bietet die quellennahe Institutionengeschichte einen interessanten Einblick in die Lebenswelt der Jugendlichen, deren Alltag bis nach dem Krieg vom streng reglementierten und strukturierten Tagesablauf geprägt war, bis er durch sonderpädagogische Ansätze ergänzt wurde. Die Studie beleuchtet die situativen Beziehungen zwischen den Zöglingen und Leitern, den Erziehern und dem Direktor. Mit Blick auf die (verbotenen) sexuellen Handlungen wird das Totale der angeblich totalen Institution relativiert, indem der Autor auf die Freiräume hinweist, die sich die Jugendlichen schufen.

Mirjam Janett, Universität Basel

Hannah Einhaus, **Für Recht und Würde. Georges Brunschvig: Jüdischer Demokrat, Berner Anwalt, Schweizer Patriot (1908–1973)**, Zürich: Chronos Verlag, 2016 (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Juden in der Schweiz, Bd. 17), 321 Seiten, Abbildungen.

Odetta Brunschvig-Wyler (1916–2017) inspirierte und begleitete die Entstehung der Biographie über ihren verstorbenen Mann. Seit 1935 bis zu seinem unerwarteten Tod 1973 nahm sie aktiv teil an seinen vielfältigen Tätigkeiten und

15 Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main 1973, S. 87f.

engagierte sich auch weiterhin in gemeinnützigen Organisationen. Da sie über ein hervorragendes Gedächtnis verfügte, konnte sie detailreiche Berichte liefern und Kontakte zu Brunschvigs Wegbegleitern ermöglichen. Die Witwe öffnete der Autorin den Zugang zum umfangreichen Familienarchiv. Neben den Privatquellen setzte sich Hannah Einhaus mit zahlreichen Quellen in öffentlichen Archiven auseinander und führte Interviews mit Zeitgenossen und Fachleuten. Sie charakterisiert Georges Brunschvig als einen schweizerischen und jüdischen Patrioten, Demokraten und Politiker, der über ein dichtes Verbindungsnetz verfügte und diskrete Verhandlungen bevorzugte. Als Präsident des *Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes* (SIG, 1946–1973) und Rechtsvertreter der Israelischen Botschaft (ab 1949) repräsentierte er offiziell die jüdischen Interessen und engagierte sich gegen Antisemitismus. Als Anwalt brillierte er in spektakulären Gerichtsprozessen.

Gleich am Anfang seiner Berufskarriere 1933 übernahm Brunschvig die Rolle des Anklägers in der international beachteten Gerichtsverhandlung über die antisemitische Hetzschrift *Protokolle der Weisen von Zion*. Nach dramatischen Peripetien, zahlreichen Zeugenauftreten und Expertisen gelang es Brunschvig und seinen Berufskollegen im Mai 1935, den Prozess zu gewinnen. Die *Protokolle* wurden in der Schweiz als Schundliteratur verboten. Das Urteil musste jedoch 1938 unter dem politischen Druck des Dritten Reiches in einem Revisionsverfahren aufgehoben werden.

Als der Medizinstudent David Frankfurter im Februar 1936 den Landesgruppenleiter der NSDAP-Auslandsorganisation Wilhelm Gustloff in Davos erschoss, bezeichnete die Nazipropaganda das Attentat als eine Attacke der jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung und inszenierte bombastische Gedenkfeiern für den «Märtyrer». Das Gericht in Chur verurteilte Frankfurter zu achtzehn Jahren Zuchthaus. Ende Oktober 1943 übernahm Georges Brunschvig die Rechtsvertretung von Frankfurter, und zusammen mit dem Berner Rabbiner Eugen Messinger, dem Chefredakteur der *Neuen Bündner Zeitung* Paul Schmid-Ammann sowie dem Zürcher Anwalt Veit Wyler kämpfte er für die Befreiung des Häftlings. Die Begnadigung David Frankfurters am 1. Juni 1945 wurde als ein Triumph bejubelt. Er wanderte Anfang September nach Palästina aus.

Während der Kriegszeit wurde Georges Brunschvig zum Präsidenten der *Israelitischen Kultusgemeinde Bern* (IKGB, 1940) gewählt und gehörte zum erweiterten Vorstand des SIG (ab 1943). Er hielt auch die Trauerrede für den jüdischen Viehhändler Arthur Bloch, der in Payerne von schweizerischen Antisemiten ermordet wurde (1942). Es sollten noch über zwei Jahre verstreichen, bis der Bundesrat unter dem Eindruck der Vernichtung der ungarischen Judenbevölkerung die Landesgrenzen für jüdische Flüchtlinge öffnete (Juli 1944).

Als Rechtsberater des Staates Israel verteidigte Brunschvig 1963 den Mossad-Agenten Joseph Ben Gal in einem brisanten Basler Prozess über die ägyptische atomare Aufrüstung gegen Israel. Präsident Nasser hatte etwa 350 deutsche und österreichische Spezialisten für dieses Projekt angestellt, die zum Teil schon für das Dritte Reich an der Raketenentwicklung gearbeitet hatten. Der Israeli Ben Gal, der die Familienangehörigen eines deutschen Wissenschaftlers vor den Konsequenzen gewarnt hatte, wurde in Basel freigesprochen. Brunschvig erhielt Morddrohungen, ähnlich wie beim Prozess über die *Protokolle* 1933.

Im Februar 1969 wurde der Flughafen Kloten zum Schauplatz des Nahostkonflikts, als vier palästinensische Terroristen ein El-Al-Flugzeug überfielen.

Der israelische Sicherheitsbeamte Mordechai Rachamim rettete in einer Blitzaktion alle Passagiere, wobei er einen der Terroristen erschoss. Im November 1969 begann in Winterthur die aufsehenerregende Gerichtsverhandlung zu diesem Vorfall. Brunschvig rekonstruierte die Ereignisse am Tatort, um später falsche Zeugenaussagen und Polizeirapporte korrigieren zu können. Nach dramatischen Wendungen wurde der angeklagte israelische Sicherheitsbeamte freigesprochen und die drei Attentäter, zwei Männer und eine Frau, erhielten Freiheitsstrafen von 12 Monaten. Sie wurden jedoch nach dem Absturz der Swissair-Maschine am 21. Februar 1970 über Würenlingen im Kanton Aargau und mehreren Flugzeugentführungen im Oktober 1970 aus der Haft entlassen.

Der Diplomat Georges Brunschvig förderte den palästinensisch-israelischen Dialog im Nahostkonflikt und setzte sich von der Schweiz aus ein für die Unterstützung des Staates Israel. Nach einer engagierten Rede nach Ausbruch des Jom-Kippur-Krieges im Oktober 1973 erlitt er einen Herzinfarkt.

Die Historikerin und Journalistin Hannah Einhaus verfolgt Brunschvigs Lebenslauf im breiten zeitgeschichtlichen Kontext und hat eine minutiös recherchierte Biographie vorgelegt, die zugleich in spannendem essayistischem Stil und kultivierter Sprache verfasst ist.

Helena Kanyar Becker, Basel

Daniel Krämer, Christian Pfister, Daniel Marc Segesser (Hg.), **«Woche für Woche neue Preisaufschläge».** **Nahrungsmittel-, Energie- und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges**, Basel: Schwabe Verlag, 2016 (Wirtschafts-, Sozial- und Umweltgeschichte WSU 6), 403 Seiten, 3 Abbildungen, 4 Tabellen, 18 Grafiken, davon 2 in Farbe.

Bereits im *Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz* von 1934 (französisch 1926) wird den volkswirtschaftlichen Herausforderungen des Ersten Weltkrieges an die Schweiz, den vermuteten Zusammenhängen zwischen Mangeler-nährung und dem Ausmass der Grippeepidemie sowie der Heftigkeit der sozialen Auseinandersetzungen Raum gegeben. Spätere Publikationen griffen zwar einzelne dieser Phänomene auf. Das breit rezipierte Narrativ zur Schweiz im Ersten Weltkrieg aber hat die komplexen Zusammenhänge reduziert auf soziale Unrast aufgrund der massiven Teuerung, die in den Landesstreik gemündet habe, ein diesbezügliches Versagen der Behörden sowie die Grippetoten, die es ohne Landesstreik nicht gegeben hätte. Die aktuelle Erforschung der Schweiz im Ersten Weltkrieg bindet neue Erkenntnisse über den politischen Umgang¹⁶ und die politische Nutzung der Wirtschafts- und sozialen Fragen teilweise zu neuen Deutungen zusammen.¹⁷

Der vorliegende Band von Krämer, Pfister und Segesser nähert sich diesen Themen aus anderer Perspektive. In ihm sind Beiträge zusammengeführt, die fast ausschliesslich aus Qualifikationsarbeiten an der Universität Bern entstanden sind. Er ist in vier Themen gegliedert. Nach einer ersten Sektion zu den klimatischen und ernährungstechnischen Bedingungen des Ersten Weltkrieges welt-

16 Florian Weber, *Die amerikanische Verheissung. Schweizer Aussenpolitik im Wirtschaftskrieg 1917/18*, Zürich 2016 (*Die Schweiz im Ersten Weltkrieg* 1).

17 Roman Rossfeld, Tobias Straumann (Hg.), *Der vergessene Wirtschaftskrieg. Schweizer Unternehmen im Ersten Weltkrieg*, Zürich 2008. Jakob Tanner, *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, München 2015 (*Europäische Geschichte im 20. Jahrhundert*), S. 135–145, 151–152.

weit und in der Schweiz werden drei «Krisen» fokussiert: die Energie-, die Versorgungs- und die Gesundheitskrise. Den Abschluss bildet eine Synthese, in welcher sich Daniel Krämer am Konzept der «Verletzlichkeit» orientiert und auf dessen Folie er die Einordnung der Forschungsergebnisse vornimmt.

In der Einleitung behandeln die drei Herausgeber die bisherige Forschung. Sie konstatieren eine frühe Beschäftigung mit wirtschaftlichen Fragen in den Zwanzigerjahren, aber auch das folgende Desinteresse der Forschung am Ersten Weltkrieg bis in die späten Sechzigerjahre, als unter anderem der sogenannte «Landesstreik» in den Blick genommen wurde. Danach wurde das Verständnis und die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für die Schweiz erst im Rückblick aus hundert Jahren Distanz wieder angesprochen. Der Band reklamiert zu Recht, wenig aufgearbeitete Felder detailliert zu thematisieren, indem er den Blick auf Umwelt- und wirtschaftliche beziehungsweise soziale Themen lenkt, die sowohl der politischen als auch einer Alltagsgeschichte des Ersten Weltkrieges in der Schweiz Impulse zu verleihen vermögen.

Als Erstes trägt Daniel Marc Segesser Erkenntnisse aus der weltweiten Forschung zu den Krisen in der Ressourcenmobilisierung zusammen. Daran wird einerseits die Unterschiedlichkeit der Problemlagen deutlich. Andererseits ist zu erkennen, dass nicht nur für die Schweiz, sondern auch für andere Länder und Regionen noch grosse Forschungsdesiderate bestehen. Christian Pfister weist in seinem Beitrag auf das Zusammenspiel von politischen Fehleinschätzungen der Ernährungskrise und der klimatischen Einflüsse hin. Mit den Auswirkungen der «kleinen Eiszeit» von 1916/17 und der Importengpässe stellt er detailliert die Bedingungen des landwirtschaftlichen Angebots und seiner Preise dar und betont, dass weder die damalige Bevölkerung noch einige der später kommentierenden Historiker fähig gewesen seien, die Situation eines absoluten Mangels an Lebensmitteln vernünftig einzuschätzen. Peter Moser widmet sich der Ernährungsfrage im Landesstreik 1918 und folgert aus seiner Darstellung, dass der Krieg als eine Zeit der Akzeleration von agrarischen Entwicklungen, die schon vor 1914 eingeleitet wurden, und als Inkubationszeit für eine neue agrarpolitische Ordnung interpretiert werden kann, in der man begann, den Agrarsektor «im Sinne eines Service Public» zu regulieren.

In der Sektion zur Energiekrise befasst sich Christian Pfister mit der problematischen Kohleversorgung. Vorerst war man praktisch ausschliesslich vom Nachschub aus Deutschland abhängig und dementsprechend erpressbar, was die Regierung zu weitreichenden Konzessionen zwang. Dann gehörten die Winter 1916/17 und 1917/18 zu den kältesten seit 1864, was das Problem der ungenügenden Beheizung der Räume verschärfte. Die Untersuchung der Konsequenzen für den Alltag der Bevölkerung sieht Pfister als Desiderat der Forschung, während er gesamtwirtschaftlich den Kohle- und Gasmangel als Innovationsbeschleuniger einschätzt, indem dieser der Elektrizitätswirtschaft sowohl für Heizung und Beleuchtung als auch für die Elektrifizierung der Eisenbahnen Schub verlieh. Sandro Fehr verfolgt die Konsequenzen aus der zunehmenden Verknappung einer kriegswichtigen Ressource im internationalen Handel, des Stickstoffs, der einerseits als Düngemittel und andererseits für die Munitionsherstellung begehrt war. Er zeigt, wie die Schweiz von einem Importeur von Chilesalpeter dank billiger Wasserkraft zu einem Exporteur von Kalkstickstoff wurde, was nicht zuletzt der deutschen Kriegswirtschaft diente. Der Elektrifizierung der Eisenbahn geht dann Anna Amacher Hoppler nach, indem sie vorerst festhält, dass diese vor dem Ers-

ten Weltkrieg keine technische Herausforderung mehr darstellte. Dann stellt sie am Beispiel der Bern-Lötschberg-Simplon-Bahn (BLS) dar, wie wichtige Bahngesellschaften die Elektrifizierung vor den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) in Angriff nahmen, die nur unter grossem Druck erst nach dem Ersten Weltkrieg die Elektrifizierung einleiteten. Die Autorin schliesst, dass die «katalytische Funktion des Ersten Weltkrieges» dazu führte, dass «bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges knapp vier Fünftel des Schweizer Schienennetzes elektrifiziert waren» (S. 169).

In der folgenden Sektion zur Versorgungskrise diskutiert zuerst Maurice Cottier den Ersten Weltkrieg als Wende von einem liberalen Staatsverständnis hin zum Staatsinterventionismus und argumentiert, dass die zögerliche Umsetzung von Massnahmen in der Sozialpolitik mit der zutiefst liberalen Staatsauffassung zusammengehängen habe. Diese Grundaussage wird in den folgenden Beiträgen illustriert. So thematisiert Christian Wipf die Massnahmen zur Steigerung der Kartoffel- und Getreideproduktion, die er als spät realisiert, zu wenig effektiv und auch ohne genügendes Know-how umgesetzt einschätzt. Dem stehen die Massnahmen des Zürcher Stadtrats entgegen, die von Ismael Albertin dargestellt werden. Sein Beitrag macht deutlich, dass grosse Kommunen weit früher und entschlossener für die Versorgung ihrer Bevölkerung sorgten, auch wenn sich zum Teil die zögerliche Haltung des Bundes auf dieser Ebene hemmend auswirkte. Demgegenüber wird im Beitrag von Daniel Burkhard die Milchpreisteuerung als Gegenstand der politischen Polarisierung abgehandelt, wobei es den Sozialdemokraten gelungen sei, die Preissteigerung bei der Milch als mobilisierendes Skandalon einzusetzen. Erstaunlich sei aber, dass dann die Milchpreisdebatte während des Landesstreiks keine Rolle mehr gespielt habe – dies entgegen den tradierten Darstellungen in der Historiographie. Burkhard kritisiert an dieser auch, dass die vermittelnden und pragmatischen Stimmen in der späteren Geschichtsschreibung vernachlässigt worden seien.

Die Sektion zur Gesundheitskrise schliesslich setzt ein mit einem Beitrag von Christian Sonderegger und Andreas Tscherrig zur Untersuchung der Grippepandemie 1918/19. Er stellt zunächst Verlauf und Ausprägung der Krankheit auch im internationalen Vergleich dar. Dabei zeigt sich, dass die Mortalitätsrate in der Schweiz vergleichsweise hoch war und die Übersterblichkeit von Männern atypisch. Die Autoren diskutieren die Mangelversorgung der Bevölkerung als mögliche verschärfende Ursache für den Verlauf und betonen die mangelhafte Vorbereitung der Armee und die problematische Versorgung der grippekranken Soldaten. Sie kritisieren die einseitig auf die militärischen Grippeerkrankungen konzentrierte Berichterstattung und mahnen eine Untersuchung der Auswirkungen der Grippe auf die zivile Bevölkerung an. In einem weiteren Beitrag trägt Kaspar Staub Körperdaten zusammen, die Auskunft über die gesundheitliche Entwicklung der Schweizer Bevölkerung im Krieg geben können. Es handelt sich insbesondere um das Gewicht Neugeborener im Frauenspital Basel, Wachstum, Körpergewicht und Gesundheitszustand von Berner Schulkindern und Körperhöhe und -form von 19-jährigen Stellungspflichtigen. Die zu diesen Gruppen regelmässig erhobenen Daten erlauben zu zeigen, dass der Erste Weltkrieg und die mit ihm verbundenen Entbehrungen auch in der Schweizer Bevölkerung deutliche Spuren hinterlassen haben. Die Erhebung von Daten insbesondere von Kindern diente in der Zeit auch dazu, sozialpolitische Massnahmen wie Ferienverschickungen und die Speisung von Schulkindern zu begründen.

Die abschliessende Synthese von Daniel Krämer orientiert sich vorerst am Konzept der «Verletzlichkeit», das in seinen unterschiedlichen Ausdifferenzierungen knapp vorgestellt wird. Danach konzentriert er sich darauf, die langfristigen Ursachen der Schwachstellen von Landwirtschaft, Energiewirtschaft und Politik, aber auch auslösende Momente herauszuarbeiten. Dann stellt der Autor die Entwicklung der prekären Verhältnisse diachron dar und diskutiert auf diesem Hintergrund systematisierend die Massnahmen auf den Ebenen des Bundes, der Kantone und der Kommunen, bevor er kurz- und langfristige Auswirkungen skizziert. Insgesamt zeigt sich einerseits, dass die krisenhaften Entwicklungen während des Krieges in vielen Bereichen Folgen früherer Weichenstellungen und langdauernder Überzeugungen waren, so dass von Kontinuitäten gesprochen werden kann. Andererseits aber wird sichtbar, dass in vielerlei Hinsicht (etwa Elektrifizierung, Steuerung der Agrarproduktion, sozialpolitische Massnahmen) während des Ersten Weltkrieges neue Massnahmen und Entwicklungen initiiert oder solche zumindest beschleunigt wurden.

Daniel Krämer unterlässt es nicht zu betonen, dass die meisten Arbeiten des Sammelbandes sich weder auf ein etabliertes methodisches Gerüst noch auf gesicherte Kontextualisierungen abstützen konnten. Sie widmen sich Teilaspekten, die auf punktuell vorhandene Quellenkorpora abgestützt waren. So kann, obwohl jeder Beitrag mit einem auf die allgemeine Fragestellung orientierten Fazit endet, kein abgerundetes Bild entstehen – was ja auch nicht intendiert war. Aber es entsteht eine Schau mehr oder weniger lose verknüpfter Bearbeitungen von Themen, die alle eine Fülle von interessanten Sachverhalten und Fragen beinhalten. In diesem Sinn ist der Band ein wertvoller Ausgangspunkt für notwendige weitere Forschungen in diesem Bereich. Aus den gleichen Gründen konnte es auch nur punktuell gelingen, die hier behandelten Themen auf die Gesamterzählung der Schweiz im Ersten Weltkrieg zurück zu beziehen. Dass diese Möglichkeiten aber genutzt wurden, erhöht den Wert dieses anregenden Sammelbandes.

Béatrice Ziegler, Bern

Sara Galle, Kindswegnahmen. Das «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute im Kontext der schweizerischen Jugendfürsorge, Zürich: Chronos Verlag, 2016.

Im Kern von Sara Galles über 700 Seiten zählenden Studie geht es um 586 Kinder, deren Eltern vorgeworfen wurde, «Vaganten» zu sein. Sie selber nannten sich aufgrund ihrer Sprache, dem Jenischen, meist «Jenische». Das zur Pro Juventute gehörende «Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» versuchte sie zwischen 1926 und 1973 zu sesshaften, arbeitsamen Menschen zu erziehen. Mit Hilfe der Behörden platzierte es die Kinder in Pflegefamilien, in Anstalten oder Kliniken. In den meisten Fällen übernahmen der Leiter des Hilfswerks, Alfred Siegfried, und später seine Nachfolgerin Clara Reust die Vormundschaft, während den leiblichen Eltern das Sorgerecht entzogen und der Kontakt zu ihren Kindern unterbunden wurde.

Galles Hauptinteresse gilt der Frage, unter welchen historischen Voraussetzungen eine solche Verfolgung überhaupt möglich wurde, wie sie in der Praxis vollzogen wurde und wie sie historisch zu beurteilen ist. Der analytische Hauptfokus liegt folglich auf den gesellschaftlichen, rechtlichen und politischen Ermöglichungsstrukturen, den Wissensformen, welche diese Praxis legitimierten, sowie dem Zusammenspiel zwischen dem «Hilfswerk», den staatlichen Behörden, der

Justiz, den Medien und den involvierten Wissenschaften. Galles Buch ist das Produkt jahrelanger Forschung zum Thema, das – wie sie in der Einleitung souverän darlegt – in den 1970er Jahren durch Journalisten und jenseitige BürgerrechtlerInnen lanciert und mit der Öffnung des Pro Juventute-Archivs seit den 1990er Jahren auch historiographisch aufgearbeitet wird. Substantiell neu an der nun vorliegenden Studie ist nicht nur der Umfang der analysierten Pro Juventute-Akten, sondern auch der Miteinbezug etlicher weiterer Archive von Behörden und anderen Institutionen, die mit der Pro Juventute kooperierten.

Galle hält zunächst fest, dass Kindswegnahmen kein Spezifikum der «Vaganten-Politik» waren. Im Jahr 1930 etwa waren landesweit rund 68000 Kinder fremdplatziert. Kinder von ihren Eltern zu trennen war also ein Wesensmerkmal der schweizerischen Jugendfürsorge überhaupt. Spezifisch am Fall der «Kinder der Landstrasse» war, dass ihre Verfolgung nicht föderalistisch, sondern – mit der Pro Juventute – zentralistisch erfolgte sowie Gegenstand eines Spezialdiskurses um «Vagantität» wurde. Zwei Faktoren ermöglichten dies: Zum einen fielen verarmte Familien mit nicht-sesshafter Lebens- und Erwerbsweise durch die Mänschen der mit der Jugendfürsorge betrauten Gemeinde- und Kantonsbehörden. Von dieser Seite mehrten sich ab den 1920er Jahren Rufe nach mehr Koordination in der «Vagantenfrage». Zum anderen erlaubte das mit dem ZGB 1912 eingeführte Familien- und Jugendrecht dem Staat weitgehende Eingriffe in Familien. Der Ruf nach zentraler Koordination der «Vaganten-Frage» ging an die Pro Juventute, eine private Stiftung, die jedoch von allen massgeblichen Fraktionen der bürgerlichen Eliten auf den verschiedenen schweizerischen Staatsebenen unterstützt wurde. Innerhalb der Pro Juventute eröffnete sich damit ein Betätigungsfeld für Alfred Siegfried (1890–1972). Der Gründer des «Hilfswerks Kinder der Landstrasse» entwickelte sich bis in die 1960er Jahre zum mächtigen Dreh- und Angelpunkt der «Vaganten»-Verfolgung. Wie Galle erstmals aufzeigt, war Siegfried 1924 wegen Pädophilie verurteilt worden, heiratete später eine Witwe, deren Kinder er adoptierte, und konvertierte zum Katholizismus. Im Verlauf der Jahrzehnte übernahm er die Vormundschaft hunderter «Kinder der Landstrasse». Sein Lebensziel, den Keim der «Vagantität» in der Schweiz auszumerzen, verfolgte der unheimliche Kinderfreund hartnäckig, intrigierend, autoritär und selbst angesichts erheblichen Leids bei seinen «Mündeln» ohne eine Spur von Selbstkritik und Selbstreflexion. Wie Galle überzeugend aufzeigt, war dies jedoch nur aufgrund zweier äusserer Faktoren möglich: zum einen ein gesellschaftsübergreifender kultureller Konsens, dass die «Vagantität» in der Schweiz keinen Platz habe. Siegfrieds Obsession erscheint somit nicht als Anomalie, sondern vielmehr als Kennzeichen bürgerlich-philanthropischer Demokratie bis in die 1970er Jahre. Zum anderen konnte er auf die Kooperation zahlreicher Instanzen zählen. Die Zusammenarbeit vieler ressourcenarmer Gemeinden sichert er sich durch die Übernahme von Kosten sowie der ganzen rechtlichen Abklärungen. Die Medien reproduzierten meist zustimmend sein in zahlreichen Propagandaschriften verbreitetes Bild von angeblicher «Verwahrlosung» und «Elend» in «Vagantenfamilien». Wissenschaftliche Studien junger Absolventinnen von Sozialfürsorgeschu- len, denen Siegfried seine Akten und Kontakte zur Verfügung stellte, lieferten eine wissenschaftliche Rechtfertigung seines «Hilfswerks». Die Schweizer Psychiatrie, die in jenen Jahrzehnten eugenischen Erbtheorien anhing, legitimierte die Verfolgung ebenfalls. Die Gerichte, bis hinauf zum Bundesgericht, stützten ihre Urteile auf das einseitige und hochgradig stigmatisierende Aktenmaterial aus

Siegfrieds Archiv und hiessen seine Entscheidungen mit ganz wenigen Ausnahmen gut.

Die betroffenen Kinder und Eltern wehrten sich zwar gegen das erlittene Unrecht durch Widerspenstigkeit, Weglaufen und – sofern möglich – Beschwerden. Gegenüber Siegfrieds Informationsmonopol, Beziehungsnetz und gesellschaftlichem Ansehen waren sie aber meist chancenlos. Bis in die 1970er Jahre schenkten Journalisten, Gerichte, Forscherinnen und Ärzte den oftmals körperlich, psychisch und seelisch schwer misshandelten Opfern kaum Gehör. Es gab nur zwei bemerkenswerte Ausnahmen: Der Psychologe Walter Haesler kritisierte in den 1950er Jahren unter Bezugnahme auf amerikanische Sozialtheorien Siegfrieds Vorgehen mit der Begründung, dass es das psychische Leid und die «Marginalisierung» der Opfer verursache, anstatt sie zu verhindern. Siegfried gelang es jedoch, die Rezeption der Studie zu unterdrücken. Es ist Sara Galles Verdienst, sie neu entdeckt zu haben. Der zweite Fall ist die Juristin Esther Winterberger, die sich von Siegfried nicht einschüchtern liess und dessen Zuständigkeit für das «Hilfswerk» hartnäckig und mit grosser Ausdauer in Frage stellte. Sie errang 1941 für ihre Klientin einen Teilerfolg vor Gericht. Ansonsten waren die Opfer den Massnahmen praktisch ohnmächtig ausgeliefert.

Innovativ und neu ist Galles Analyse der Geografie der Verfolgung: Siegfrieds Aktionsradius konzentrierte sich vor allem auf die Ost- und Südostschweiz. Dort wollte er eigentlich noch viel mehr Familien auseinanderreissen, scheiterte jedoch in mindestens 160 Fällen. Dies jedoch nicht, weil jemand grundsätzliche Kritik an seinem Vorgehen geübt hätte. Die Kindswegnahmen scheiterten an mangelnden Ressourcen oder Unstimmigkeiten über das Vorgehen. Manche Gemeinden fanden etwa andere, effizientere Wege, um ihre unliebsamen «Vaganten» loszuwerden.

Wie ist die Verfolgung der Jenischen im Kontext der Schweizer Geschichte zu beurteilen? Galle lanciert zu Recht erneut die Frage, ob es sich um die beabsichtigte Auslöschung der Kultur und Lebensweise einer ethnischen Minderheit handelte, was gemäss UN-Genozidkonvention als Völkermord zu beurteilen wäre. Nebst der juristischen bedarf es hier auch einer historiographischen Beurteilung. Galle tendiert zu einem Nein. Sie führt zwei Hauptargumente ins Feld: Die Gemeinden hätten ihre Massnahmen so gut wie nie eugenisch oder explizit rassistisch begründet. Dieses Argument ist empirisch überzeugend. Das zweite Argument lautet, dass auch Siegfried die «Vaganten» nicht als «Ethnie» oder «Rasse» verstanden habe. Empirisch ist dieses Argument weniger überzeugend. Siegfrieds Haltung war, wie Galle selber zeigt, widersprüchlich. Ihm lag weniger an theoretischer Konsistenz, sondern daran, sein «Hilfswerk» pragmatisch zu legitimieren. Hierzu bediente er sich eklektisch bei verschiedenen Diskursen; situativ auch bei erbbiologischen Ideen, die normabweichendes Sozialverhalten der «Vaganten» nicht bloss milieutheoretisch und folglich kurierbar, sondern auch rassentheoretisch, essentialistisch und unheilbar deuteten. Galles Beitrag sollte daher nicht als Abschluss, sondern als Aufforderung zur Vertiefung der Völkermorddiskussion gelesen werden. Diese wird sich freilich nicht nur auf Quellen aus der Täterperspektive stützen können. Sie wird auch solche aus der Opferperspektive sowie die Sichtweisen und Erinnerungen heutiger jenischer BürgerrechtlerInnen beiziehen müssen.

Auch wenn diese Perspektiven in Galles Buch zu kurz kommen, ist ihre materialreiche, präzise und nüchtern analysierende Studie zweifellos das neue

Standardwerk zum Thema sowie ein unerlässliches Referenzwerk für die neuere Historiographie der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Es gibt tiefe Einblicke ins Innenleben einer typisch schweizerischen Form von struktureller Gewalt, die nicht primär staatlich, sondern bürgerlich-zivilgesellschaftlich organisiert war, vom schwachen Grundrechtsschutz bis in die 1970er Jahre profitierte und sich selber philanthropisch rechtfertigte. Aus Sicht der ohnmächtigen Opfer war sie faktisch unentrinnbar und totalitär. Dass dies in einer Zeit, da rechtspopulistische Kräfte auch in der Schweiz in diese Epoche zurückkehren wollen, nicht bloss von weitreichender historiographischer, sondern auch von politischer Relevanz ist, liegt auf der Hand.

Bernhard C. Schär, ETH Zürich

Malik Mazbouri, François Vallotton (dir.), **Scandale et histoire**, Lausanne: Antipodes, 2016, 238 pages.

Le scandale a jusqu'à présent retenu plus l'attention des sociologues que celle des historiens. Et le bilan est encore plus maigre en Suisse, pays où le scandale peine à se déployer pour remettre en question l'ordre des choses. Les quelques ouvrages qui existent à ce sujet sont dus à la plume de journalistes, plus descriptifs qu'analytiques. Ce livre comble donc une lacune, en reprenant une partie des contributions à un colloque organisé à Lausanne en 2014, l'autre partie ayant déjà été publiée dans une livraison de la revue *Traverse* (2015/3).

Empruntés à la sociologie française, «désingularisation» et «mobilisation multisectorielle» sont les concepts qui relient les diverses contributions de cet ouvrage collectif. Par eux, le scandale peut advenir, sans eux, il n'y a pas de scandale. Et de fait, plusieurs articles renvoient à un non-scandale ou à un «scandale de basse intensité», pour reprendre le titre de l'un d'entre eux. Le scandale n'est pas un phénomène «essentialiste», il ne suffit pas que la transgression des normes admises par un acteur important de la société, individu ou collectif, soit dénoncée pour que surgisse le scandale. Il y faut une conjoncture politique favorable.

Ainsi l'escroquerie financière décortiquée par Marc Perrenoud: les promesses de l'Investors Overseas Services ont beau avoir ruiné de nombreux épargnants à la fin des années 1960, les banques suisses, celles qui y ont participé comme celles qu'indignaient ces procédés «américains», préfèrent laver leur linge sale discrètement au sein de l'Association suisse des banquiers. Faute de relais, le scandale amorcé par quelques articles de presse ne peut prendre corps et le procès retentissant de Bernie Cornfeld concentre tous les torts sur une seule personne.

L'absence de réactions publiques face à une politique de placement des enfants, aujourd'hui unanimement dénoncée, illustre l'importance du contexte. Le débat ne «prend» pas en Suisse romande pour plusieurs raisons qu'examinent Joëlle Droux et Véronique Czaka. La Suisse alémanique connaît plusieurs remous, mais l'affaire de la maison d'éducation d'Uitikon (1970) en montre les limites: les dénonciations ne peuvent rien face à la solidarité des divers niveaux de pouvoir mis en cause, au point que les dénonciateurs sont poursuivis pénalement. Dans le même temps, en coulisse, les milieux professionnels finissent par réaménager certaines normes (Sara Galle et Gisela Hauss).

L'affaire des fiches en 1989 se présente ici comme un magnifique cas d'école. En effet, les activités de la police politique étaient connues, elles avaient même suscité dans les années 1970 quelques discussions au Parlement, qui toutes s'étaient conclues par une relégitimation des pratiques de fichage et de surveillance. Si on veut comprendre pourquoi le scandale des fiches prend une telle ampleur à l'au-

tomne 1989, il faut revenir à un contexte serré, ce à quoi s'attache l'article d'Hervé Rayner, Fabien Thétaz et Bernard Voutat. Portée par la sidération provoquée par la chute du Mur et les rapides transitions de régime en Europe de l'Est, la contestation s'enfle et s'alimente elle-même, bousculant le jeu politique classique. Le Conseil fédéral lui-même en arrive à justifier l'indignation des citoyens! Une remobilisation bourgeoise intervient pourtant, proposant des ripostes institutionnelles qui délimitent le champ des coupables — «un État dans l'État» — et sacrifient quelques hauts fonctionnaires. Le scandale se dégonfle alors.

De tels épisodes «désectorisants» qui voient l'indignation morale dépasser l'affrontement politique sont rares. Malgré son caractère spectaculaire, l'affaire valaisanne des «vignes maudites», présentée par Grégoire Luisier, ne se révèle au final qu'un pétard mouillé entre les mains de l'opposition radicale, vite réduite par la majorité PDC. Dans son article sur le scandale du fluor en Valais, Coralie Fournier-Neurohr introduit une intéressante variable: les médias extérieurs au canton jouent un rôle déterminant dans la lente construction d'une mobilisation multisectorielle qui mettra en difficulté un gouvernement valaisan très lié à Alusuisse — qui est par ailleurs le plus gros employeur du canton.

L'ouvrage illustre le potentiel heuristique du fait scandaleux, à condition de ne pas le considérer comme un phénomène exceptionnel, mais plutôt comme un révélateur de fractures sociales. Étouffé ou achevé, le scandale offre ainsi un angle d'attaque utile pour l'historien, marqueur à la fois des persistances et des inerties mais aussi des évolutions de la société helvétique. *Alain Clavien, Fribourg*

Peter Huber, *Fluchtpunkt Fremdenlegion. Schweizer im Indochina- und im Algerienkrieg, 1945–1962*, Zürich: Chronos Verlag, 2017, 315 Seiten.

Die französische Fremdenlegion ist die wohl prominenteste Söldnertruppe der modernen Geschichte. Ganze Büchermassive von Erinnerungsschriften, warnender Propaganda und Abenteuerromanen haben sich mit ihr befasst, ebenso über hundert Kinofilme und verschiedene populäre Schlager. Die dabei transportierten Bilder schwanken zwischen Exotismus und Verteufelung, die Legionäre erscheinen bald als Abschaum Europas, bald als romantische Helden. Im Gegensatz zur abundanten Populärliteratur ist die historisch-kritische Erforschung der Fremdenlegion, bedingt auch durch den restriktiven Archivzugang, noch eher in den Anfängen. Erst wenige Werke mit wissenschaftlichem Charakter haben die französische Söldnertruppe als Instrument des Imperialkrieges, transkulturellen Erfahrungsraum oder Objekt einer transnationalen Medialisierung analysiert.

Das anzuzeigende Buch befasst sich mit den Schweizer Legionären in den Dekolonisationskriegen in Indochina und Algerien. Die von der «Grande Nation» zwischen 1946 und 1954 im vergeblichen Bemühen, Indochina unter ihre Kolonialherrschaft zurückzuzwingen, eingesetzten Truppen stammten in ihrer Mehrheit nicht aus dem metropolitanen Frankreich: Von den total 488 500 eingesetzten Soldaten waren 15 Prozent Fremdenlegionäre (davon über die Hälfte Deutsche) und 38 Prozent afrikanische Kolonialsoldaten; hinzu kamen ab 1950 immer mehr Indochinesen. Im nach dem Desaster von *Điễn Biên Phủ* nahtlos anschliessenden Krieg in Algerien, das Frankreich nicht als Kolonie, sondern als integralen Bestandteil des Mutterlandes betrachtete und das seit der Gründung der Fremdenlegion im Jahre 1831 auch deren «Heimat» darstellte, kamen prozentual weit weniger Legionseinheiten zum Einsatz als in Indochina. Sie spielten aber eine berückte Rolle, etwa bei den Folterungen von Einheimischen oder beim Ge-

neralsputsch von 1961, der die Friedensverhandlungen zwischen der Regierung De Gaulle und dem algerischen *Front de Libération Nationale* torpedieren wollte. Im Anschluss an die algerische Unabhängigkeit war die Weiterexistenz der Fremdenlegion für mehrere Jahre in der Schwebe, bis sie schliesslich in zahlenmässig reduzierter Form in eine Eliteeinheit neuen Typs transformiert wurde.

Die Quellenlage zur Erforschung der Schweizer Legionäre zwischen 1945 und 1962 gestaltet sich trotz des fehlenden Zugangs zum Legionsarchiv für unabhängige Forscherinnen und Forscher ausgesprochen günstig: Da die Schweizer Militärjustiz seit 1928 den unerlaubten fremden Militärdienst systematisch verfolgte, existieren für die untersuchte Periode von allen Schweizern, deren Legionseintritt bekannt wurde, militärgerichtliche Dossiers mit umfangreichen biographischen Angaben und teilweise Briefkopien und Verhörprotokollen. Insgesamt sind im Bundesarchiv für die untersuchte Periode Dossiers zu nicht weniger als 2120 Schweizer Legionären verfügbar, wobei ihre Zahl Mitte der 1950er Jahre ihren Höhepunkt erreichte. Zur Erstellung einer Kollektivbiografie dieser Gruppe hat Peter Huber jedes fünfte der alphabetisch geordneten Dossiers ausgewertet. Die quantitative Auswertung wird dabei immer wieder durch das Aufzeigen individueller Schicksale ergänzt, sei es im Haupttext, sei es durch eingestreute Quellauszüge oder durch die 38 Fallbeispiele am Ende des Haupttextes.

Die quantitative Auswertung zeigt, dass der typische Schweizer Legionsfreiwillige jung (um die 20 Jahre), ledig und (zumeist wegen Bagatelldelikten) verurteilt war. Etwa 70 Prozent von ihnen stammten aus Arbeiter- oder Handwerkerfamilien; je etwa ein Drittel hatte keine Berufslehre begonnen oder dieselbe vorzeitig abgebrochen. Weit überdurchschnittlich vertreten waren Scheidungs- und Waisenkinder, Männer mit Anstaltserfahrung und ehemalige Verdingbuben. Allein aus der Erziehungsanstalt Tessenberg (BE) entwichen in der untersuchten Periode 40 Zöglinge in die Fremdenlegion. Das Gros der Schweizer Fremdenlegionäre entstammte damit einer Unterschichtsguppe, an der der wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegszeit relativ spurlos vorbeigegangen zu sein scheint. Der Verfasser identifiziert eine ganze Liste von (teilweise überlappenden) Motiven für den Legionseintritt: dem Anstaltsleben entfliehen, Flucht vor laufendem Strafverfahren, Suche nach Kameradschaft, Suche nach Abenteuer und Exotik, Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt, Streit und Gewalt im Elternhaus, Flucht vor Schulden, Freude am Militär. Der Deal, den die Fremdenlegion diesen Männern anbot, war bedingungsloser Gehorsam und Treue zum Männerbund Legion und ihren teilweise verbrecherischen Aktivitäten im Austausch zu einem Lernkontrakt und einem Erlebnis, das die individuelle Lebenskrise überwinden und meistern helfen sollte.

Nach einer sehr detaillierten Analyse von Herkunft und Eintrittsmotiven der Schweizer Legionsfreiwilligen richtet Huber in weiteren Kapiteln das Augenmerk auf den Legionsalltag und die Kriegserfahrung. Hier interessieren etwa der Blick auf die Einheimischen in den französischen Kolonien und der retrospektive Umgang mit Zeugenschaft, Mitwisserschaft oder gar Täterschaft bei Folter und anderen Kriegsverbrechen der französischen Kolonialmacht. Ein weiteres Thema sind Kontakte zu Frauen, die vom Besuch in den offiziellen Legionsbordellen über temporäre Ehegemeinschaften mit einheimischen Frauen in Indochina bis zur Vermählung mit Französinen oder der Anbahnung einer Heirat nach der Rückkehr durch Annoncen reichten. Der den meisten Legionären gemeinsame Traum von Aufstieg und Anerkennung durch den Dienst in der Söldnertruppe er-

füllte sich für einige, die die Unteroffizierslaufbahn einschlugen, während manch andere ihren Dienst durch Desertion vorzeitig abbrachen oder durch Verletzung, Erkrankung oder gar Tod ausschieden. In einem separaten Kapitel analysiert Huber das Leben nach der Legion. Während die meisten Ex-Legionäre in die Schweiz zurückkehrten und dort mehrheitlich beruflich Fuss fassen konnten, liessen sich einige in Frankreich oder, zumindest vorübergehend, in Algerien oder Indochina nieder. Zahlreiche Ex-Legionäre betrachteten im Rückblick ihre Dienstzeit als harte, aber nützliche Lebensschule und sprachen, trotz teilweise harscher Kritik an der Legion und ihren Methoden der Kolonialkriegsführung, mit Stolz über ihren Dienst.

Insgesamt verknüpft das Thema der Schweizer Fremdenlegionäre der Nachkriegszeit damit zwei in der aktuellen Forschung intensiv diskutierte Felder: das System von Fremdplatzierungen und administrativen «Versorgungen» von Angehörigen der untersten Gesellschaftsschichten (der Verfasser spricht in diesem Kontext überzogen von einem «helvetischen Archipel Gulag») sowie die unter dem Label «(post)koloniale Schweiz» diskutierten Verstrickungen des Landes in den europäischen Kolonialimperialismus. Zu diesen beiden Feldern einen empirisch gut abgestützten und methodisch überzeugenden Beitrag geleistet zu haben, ist das Verdienst von *Fluchtpunkt Fremdenlegion*. Christian Koller, Zürich

Magaly Tornay, **Zugriffe auf das Ich. Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980**, Tübingen: Mohr Siebeck, 2016 (Historische Wissensforschung 4), 286 Seiten, 23 Abbildungen.

Magaly Tornays nun in der Reihe *Historische Wissenschaftsforschung* bei Mohr Siebeck erschienene Dissertation setzt mit einer ironischen Pointe ein: 1957 war Schizophrenie als Hauptthema für den an der ETH Zürich stattfindenden zweiten Internationalen Kongress für Psychiatrie gewählt worden. Doch dann musste die gesamte Organisation des Kongresses nochmals überdacht werden, weil die psychoaktiven Stoffe «aufgetaucht» waren. Dass diese Stoffe keineswegs plötzlich wie aus dem Nichts das Licht der Welt erblickt hatten, macht Tornays Studie, die bereits in den 1940er Jahren einsetzt, deutlich. Ihr Auftauchen war zudem mit der Vorstellung verknüpft, Medikamente hätten eine spezifische Wirkung. Dies führte dazu, dass auch psychische Krankheiten vermehrt über konkrete Symptome gefasst wurden. Das heisst, wenn etwa ein Antidepressivum bei einem nicht eindeutigen Krankheitsbild wirkte, konnte dies zu einem entscheidenden Argument für die Diagnose Depression werden. Die beiden instabilen Grössen Stoffwirkung und Krankheitsdefinition stabilisierten sich in diesem diagnostischen Zirkel gegenseitig. Diese «Ko-Produktion» (S. 9) von Pharmakon und Person steht im Zentrum von Tornays Buch, das in historischer Perspektive reflektiert, wie die Genese der Psychopharmaka Personenkonzepte, Krankheitsbilder, den Umgang mit PatientInnen sowie unser Sprechen über uns selbst und unser Inneres transformierte.

Als analytische Kategorie wählt Tornay nicht Subjektivierung, sondern den Begriff des Personenkonzepts. Personenkonzepte werden als Orte begriffen, an denen die Vektoren Individuation und Teilnahme innerhalb eines sozialen, kulturellen und wissenschaftlichen Feldes aufeinander treffen. Dieser Pharmakon-Person-Nexus könne, so Tornay, empirisch am ehesten «in the making» (S. 5) untersucht werden. Dadurch kommen vornehmlich drei Felder in den Blick: erstens Experimente mit psychoaktiven Stoffen, wo Subjektives zu objektivieren versucht

und das Verhältnis von Innerem und Äusserem verhandelt wurde, zweitens die sich verfestigende Wissensordnung im klinischen und wissenschaftlichen Kontext und drittens die Ausweitung der therapeutischen Sphäre durch Standardisierungsbewegungen und neue Konsumformen.

Tornays Studie ist entsprechend in drei Teile und sechs Kapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel untersucht Experimentalanordnungen mit LSD in der Psychiatrie und beginnt somit wesentlich früher als die meisten historischen Arbeiten zu psychotropen Stoffen. Im zweiten Kapitel werden neue Thesen und Untersuchungen zur Entstehung von Schizophrenie behandelt. Die enorme Wirksamkeit von LSD bei fast schon immateriellen Dosen legitimierte Anfang der 1950er Jahre eine Sichtweise, welche psychische Krankheiten als im Körper lokalisierbar annahm (im Gegensatz zur Suche nach biographischen und sozialen Faktoren). Mit LSD und ab 1953 mit Chlorpromazin etablierte sich eine stabile Anordnung, die versprach, Psychosen ins Labor zu bringen und experimentell zu entschlüsseln, womit die Idee einer chemisch modulierbaren Psyche Auftrieb bekam. Diese materiellen Assemblagen hätten jedoch keineswegs von Beginn weg zur Durchsetzung eines biologischen Paradigmas (im Sinne eines «neurochemischen Selbst») geführt, sondern es sei zunächst zu einer Überlagerung von psychodynamischen und biologischen Erklärungsmustern gekommen. Die beiden Kapitel des zweiten Teils («Wissensordnungen») untersuchen die Aushandlung von Bedeutungen psychoaktiver Stoffe. Dabei steht im dritten Kapitel der zweite Internationale Kongress für Psychiatrie von 1957 in Zürich im Zentrum, wo um Benennungen und Klassifikationen von Stoffen gerungen wurde. Im vierten Kapitel führt Tornay detailliert vor, wie auf einer lokalen Ebene Wissen über psychoaktive Stoffe stabilisiert wurde. Das fünfte Kapitel zu Beginn des dritten Teils beschreibt eine statistische Wende, die mit der Ausarbeitung von Standards für klinische Tests und für Krankheiten einsetzte. Das sechste Kapitel fokussiert die Wende um 1968, als verschiedene psychoaktive Stoffe zu sozialen und politischen Bedeutungsträgern wurden. Zudem kam es zu einer «Kontamination der Theorie durch die Quellen und umgekehrt» (S. 217), was bedeutet, dass die Unterscheidung zwischen Quellen und Literatur beziehungsweise theoretischen Grundlagen zunehmend schwierig wurde.

Der Studie liegt eine breite und zuweilen heterogene Quellenbasis zugrunde. Zentral sind Materialien aus dem Firmenarchiv von Novartis, Unterlagen aus der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen, medizinische und psychiatrische Fachzeitschriften sowie die Konferenzbände des zweiten Internationalen Kongresses für Psychiatrie. Der Fokus liegt somit auf Quellen aus der Schweiz, punktuell wurden jedoch auch europäische und amerikanische Publikationen ausgewertet, da das Feld der psychoaktiven Stoffe von Beginn an global und lokal zugleich war.

Am meisten beeindruckt hat den Rezensenten das vierte Kapitel, in welchem ein Bogen von der Entdeckung des ersten Antidepressivums Imipramin in einer kleinen Landklinik zur sogenannten «Epidemie der Depression» geschlagen wird. Diese Mikrostudie zum Geigy-Mittel G 22355 zeigt eindrücklich auf, wie sich die Tablette, also die kleine Dosis, erst allmählich als alltagstaugliche und resozialisierungsfördernde Abgabeform und damit ein neues Modell der kleinen, aber stetigen Intervention durchsetzte. Die Leserinnen und Leser werden dabei nicht nur mitgenommen zum klinikinternen Maskenball, wo «la gentille dame Largactil» und «la méchante dame Geigy» aufeinandertrafen (S. 140), sondern erfahren

auch, wie sich das Berufsbild der Psychiatriepflege durch die Einführung moderner Psychopharmaka wandelte.

Obwohl – oder gerade weil – immer alles in der Schwebelage ist, führt Tornay souverän durch die komplexe Geschichte der Zugriffe auf das Ich. Da insbesondere die Mikrostudie zu Imipramin, wo die Fragilität der Stoffe und die Brüchigkeit der Personenkonzepte besonders spürbar ist, zu begeistern weiss, wäre zu wünschen gewesen, dass die Identität der Stoffe selbst zuweilen noch stärker problematisiert und die Fragen der Dosierung noch weiter thematisiert worden wären. Ebenso wäre es bedenkenswert gewesen, im Kapitel zur statistischen Wende auch den Übergang von Selbst- zu Fremdexperimenten mit zu reflektieren. Nichtsdestotrotz sei Tornays ausgezeichnete Studie hiermit allen LeserInnen, die sich für das soziale Leben von Psychopharmaka interessieren, wärmstens zur Lektüre empfohlen. *Beat Bächli, Institut für Medizingeschichte, Universität Bern*

Philip Rosin, Die Schweiz im KSZE-Prozess 1972–1983. Einfluß durch Neutralität, Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2013 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 99), 300 Seiten.

«As everybody knows, Switzerland is an economic and financial power of some size and has been acting accordingly for quite some time», erörterte Botschafter Albert Weitnauer, Generalsekretär des Eidgenössischen Politischen Departements (heute EDA), im Oktober 1977 in einer Ansprache vor anderen Delegationschefs am Belgrader Folgetreffen der *Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* (KSZE). «But it came as a surprise to many, including ourselves, that we can play, in the political field also, a meaningful, active and sometimes successful part – as at the Helsinki, Geneva and Belgrade meetings –, not in spite of our neutrality, but because of it» (dodis.ch/49380). Von dieser «Überraschung» des schweizerischen Engagements im KSZE-Prozess im Zeitalter der *Détente* handelt die minutiös recherchierte Dissertation von Philip Rosin.

Die KSZE ist in der schweizerischen Historiografie kein unbeackertes Feld. Mit den Studien von Christoph Breitenmoser und Hansjörg Renk aus dem Jahr 1996, Thomas Fischers 2004 auf breiter Quellenbasis publizierter Doktorarbeit und dessen international vergleichenden Abhandlung über die Gruppe der *Neutrals and Non-Aligned Countries* (N + N) im KSZE-Folgeprozess (2009) wurden bereits wegweisende Arbeiten vorgelegt. Der Bonner Historiker Rosin liefert allerdings den Beweis, dass die Rolle der Schweiz noch lange nicht abschliessend diskutiert ist. Sein Buch ist eine erhellende Synthesearbeit, die den Forschungsstand, das amtliche Aktenmaterial, Memoiren sowie eine Reihe von Zeitzeugengesprächen stringent erfasst und mit neuen Facetten in einen globalgeschichtlichen Kontext einbettet.

Für Rosin geht es um die zentrale Frage, wie es dem neutralen Kleinstaat mit seinen «objektiv geringen Machtmitteln» gelungen war, «den Verlauf der KSZE-Verhandlungen mitzubestimmen und hierdurch «eine beinahe weltpolitische Bedeutung» zu erlangen» (S. 3). In Abgrenzung zur Forschungsmeinung, der zufolge es der schweizerischen Aussenpolitik bis zum Ende des Ost-West-Konflikts nicht gelungen sei, «sich aus dem «Gefängnis der Neutralität» zu befreien und ein neues Rollenverständnis zu entwickeln» (Fischer), hält Rosin dafür, «dass die Schweiz gerade aufgrund des Festhaltens an der aussenpolitischen Neutralität in der Lage war, im Rahmen des KSZE-Prozesses Einfluss auszuüben und eine wichtige

diplomatische Rolle in den Verhandlungen zu spielen» (S. 9). Seine These ähnelt in diesem Punkt also durchaus einer zeitgenössischen Selbsteinschätzung, wie sie in Weitnauers Tischrede zum Tragen kommt.

Eine eidgenössische Nabelschau sollte die Arbeit derweil nicht werden, zumal hinsichtlich der schweizerischen KSZE-Forschung der Vorwurf einer gewissen Selbstbezogenheit und der Fokussierung auf innenpolitische Rückwirkungen im Raum stand. Umso bemerkenswerter ist deshalb die Tatsache, dass sich mit Rosin ein Forscher aus dem benachbarten Ausland für die Belange der Schweizer Geschichte interessiert. Der Autor möchte mit seiner Studie den Blick von einer «helvetische[n] Selbstverständigung» zu einer «diplomatiegeschichtliche[n] Untersuchung» der «ausserpolitischen Rolle der Schweiz» im KSZE-Prozess «als Beitrag zur «International History»» weiten (S. 7f.). Dabei berücksichtigt er punktuell auch die Wahrnehmung der Schweiz durch ausländische Regierungen, insbesondere durch die DDR und die BRD (wobei der Verlag die bundesdeutsche Perspektive durch die Auswahl des Titelbildes – ein Foto vom bilateralen Treffen Auberts mit Genscher in Bonn 1979 – etwas überstrapaziert hat).

Schwerpunkte der chronologisch gegliederten Arbeit bilden die Wahl Genfs als Standort für die Verhandlungsphase 1973–1975, die wachsende Zusammenarbeit der N + N ab 1974 sowie die internen Konflikte im Aussendepartement über die Rolle der Menschenrechte vor dem Hintergrund des Niedergangs der Entspannungspolitik Ende der 1970er Jahre. Die herausragende Figur unter den federführenden Diplomaten ist Édouard Brunner, der in der KSZE eine «einmalige Chance zur Aktivierung der schweizerischen Neutralität und zur Entwicklung einer modernen Aussenpolitikkonzeption, die Fragen der Menschenrechte und engere diplomatische Kontakte zu den USA miteinschloss» erblickte (S. 315). Der brillante Verhandlungsführer trug als «Metternich der KSZE» an der Madrider Folgekonferenz massgeblich zur «beinahe weltpolitischen Bedeutung» der Schweiz bei (S. 297ff.).

Mit ihrer aktiven Beteiligung an der KSZE konnte die Schweiz ihr aussenpolitisches Profil schärfen und mit ihren traditionellen Vermittlerdiensten auftrumpfen. Die KSZE bot auch eine «Ersatzfunktion für die Nichtmitgliedschaft in den Vereinten Nationen und für die Abwesenheit vom europäischen Integrationsprozess», wobei es der Schweiz gelungen sei, «eine gesamteuropäische Politik jenseits der sich herausbildenden supranationalen Einigungsbestrebungen» zu entwickeln (S. 314). Der Autor gesteht ein, dass eine «aktive Geheimdiplomatie» ohne eine offene Diskussion des Bundesrats mit der Bevölkerung über die praktische Ausgestaltung der Neutralität nicht erfolgreich sein konnte. Er geht jedoch davon aus, dass trotz Rückschlägen «der Ansatz einer aktiveren schweizerischen Neutralitätspolitik – die in der KSZE ihren Anfang nahm – sich nach dem Ende des Ost-West-Konflikts durchsetzte» (S. 319).

Während Rosin die Umwälzungen im diplomatischen Tagesgeschäft der Eidgenossenschaft quellennah beschreibt, bleiben verschiedene Fragen offen, die das Feld für weiterführende Forschungen öffnen. Wenn eine «aktive, weltoffene Neutralitätspolitik, die vom positiven Willen der Schweizer Diplomaten zur Mitwirkung am Weltgeschehen gekennzeichnet war» (S. 313) für ein erfolgreiches Auftreten im KSZE-Prozess vorausgesetzt wird, so stellt sich etwa von kulturgeschichtlicher Warte die Frage, inwiefern sich ein ambivalenter Begriff, der ebenfalls als Vehikel für Abschottung und Isolation herbeigezogen wird, ein wirksames Analyseinstrument für die historische Forschung sein kann.

Zudem darf nicht vergessen werden, dass Aussenpolitik beileibe nicht von Diplomaten allein gemacht wird. Wie Rosin antönt, kommt gerade im Untersuchungszeitraum dem Wirkungszusammenhang zwischen öffentlicher Meinung und Aussenpolitik vermehrte Bedeutung zu. Weitgehend unerforscht bleiben nach wie vor die Implementierung der KSZE-Beschlüsse bei den Akteuren aus Militär und Sicherheitspolitik (Korb I), Wirtschaft (Korb II) sowie Medien und zivilgesellschaftlichen Organisationen (Korb III) – gemäss Rosin habe die Schweiz gerade durch ihr «aktives Engagement zur Stärkung der Menschenrechte» gar «indirekt zum politischen Wandel in Osteuropa der Jahre 1989/90» beigetragen (S. 318). Offen bleibt ebenfalls die (allerdings fragliche) gesellschaftliche Breiten- und Tiefenwirkung dieser Massnahmen in der Schweiz. Insofern sind nicht nur die Erkenntnisse Rosins wegweisend, sondern auch gewisse Lücken seiner sehr fundierten, klassisch diplomatiehistorischen Studie.

Thomas Bürgisser, Zürich

Lucien Criblez, Lukas Lehmann, Christina Huber, **Lehrerbildungspolitik in der Schweiz seit 1990. Kantonale Reformprozesse und nationale Diplomanerkennung**, Zürich: Chronos Verlag, 2016 (Historische Bildungsforschung, Bd. 1), 376 Seiten.

Wer sich nach sozial- und politikwissenschaftlichen Studien zur Schweiz umsieht, trifft meistens auf gegenwartsbezogene, empirische (statistisch basierte) Studien über nationale Themen oder Forschungsobjekte. Historische Untersuchungen, die die föderale Verfassung mireflektieren, also zum Beispiel die kantonale Ebene miteinbeziehen oder diese gar zum Hauptthema machen, sind selten. Am ehesten sind solche für den Bildungsbereich zu erwarten – und damit befasst sich auch der vorliegende Band. Im Zuge der Fachhochschulbewegung ist in den 1990er Jahren auch Bewegung in die Lehrerbildung und Lehrerbildungspolitik gekommen – und damit in einen Bereich, der traditionell der kantonalen Bildungshoheit zugerechnet wird und vorwiegend kantonal organisiert ist. Diese Rahmensetzung macht das Unterfangen komplex: Der gesamten Dynamik in ihren nationalen, interkantonalen und kantonalen Bezügen gerecht zu werden, ist fast unmöglich.

Umso erfreulicher ist, dass es den Autorinnen und Autoren gelungen ist, das Thema als Ganzes einzufangen und wichtige Dimensionen des Wandels in der Lehrerbildungspolitik der Schweiz zu eruieren und darzustellen. Dies gelingt nicht zuletzt dank der klugen Organisation des Bandes: Einem einleitenden, auch der Steuerungsthematik staatlicher Leistungen und der Vorgeschichte gewidmeten Teil folgt eine Serie von mehr oder minder chronologisch strukturierten Fallbeispielen. Auf interkantonaler Ebene wird die Rolle der Erziehungsdirektorenkonferenz EDK betrachtet, und es werden sieben kantonale Konstellationen dargestellt (Aargau, Bern, Freiburg, Genf, St. Gallen, Zürich und Zug). Im dritten Teil folgen unter dem Titel «Synthesen» vier thematische Fragen, und das Fazit der Herausgeber schliesst den Band ab. Die Anlage – Fallbeispiele chronologisch, quer dazu vier Syntheseinputs – vereinfacht das komplizierte Ganze so weit, dass tatsächlich angesichts der (zu) zahlreichen Details der Fallbeispiele wesentliche inhaltliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Wandels erkennbar werden. Selbstverständlich werden Basler, Tessinerinnen oder Luzerner ihre kantonalen oder interkantonalen Fallbeispiele vermissen, und selbstverständlich werden mit den vier gewählten Synthesesträngen nicht alle thematischen Fragen abgedeckt: Angesichts der ohnehin zu grossen Fülle von Daten ist die Einschränkung

sowohl der kantonalen als auch der theoretischen Einzelentwicklungen aber absolut vertretbar.

Fürs Verständnis der über zwei Jahrzehnte dauernden Entwicklung der schweizerischen Lehrerinnen- und Lehrerbildung und ihrer Politik sind die vier gewählten Synthesestränge zentral. Lukas Lehmann analysiert den Aspekt der Tertiarisierung und der damit verbundenen Akademisierung, Christina Huber deutet die Reformen als Integrations- und Konzentrationsprozess, Lucien Criblez geht der Frage der Forschung im Rahmen der Lehrerinnen- und Lehrerbildung nach, und zum Schluss wendet sich Lehmann der Frage der Autonomie der pädagogischen Hochschulen zu. Diese vier Fragekomplexe: Tertiarisierung, Konzentration, Forschung (Leistungsauftrag) und Autonomie sind gut gewählt und decken die durch die Ziele und den Wandel entstandenen Probleme und Herausforderungen in hohem Masse ab. Der Umstand, dass der Wandel der Lehrerbildung seit 1990 in vielen Punkten als noch nicht abgeschlossen bezeichnet werden kann, und die zahlreichen kantonalen und regionalen Unterschiede machen eine abschliessende Bilanz allerdings schwierig, wenn nicht unmöglich.

Auch passiert es manchmal, dass dem am Geschehen interessierten Zeitgenossen wichtige Differenzen durch Begriffswahl oder Kategorisierung übergangen scheinen, oder auch umgekehrt, dass Entwicklungen mit wenigen Argumenten als unterschiedlich dargestellt werden, obwohl sie auch Kohärenz aufweisen. Zwar wird dem Faktum, dass die Lehrerbildung derjenige Hochschulbereich mit den deutlichsten kantonalen Bezügen (und wohl auch Interventionen) ist, viel Aufmerksamkeit geschenkt, die Interdependenz zwischen kantonalem Föderalismus und dem Auf- respektive Ausbau der institutionellen Ebene kommt aber letztlich zu wenig zur Sprache. Dieser starke kantonale Bezug hat zuweilen grossen Einfluss auf die Fragen der (vor allem inneren) Tertiarisierung, der Konzentrationsprozesse (insbesondere der verhinderten) und der Autonomiegewährung. Vor allem in kleineren Kantonen dürften sich unvollständige Tertiarisierung und kleinere Autonomiespielräume für pädagogische Hochschulen deshalb ergeben, weil diese Kantone wegen Fehlens anderer Hochschulen keine eigenständige Hochschul-, sondern lediglich eine Lehrerbildungspolitik entwickeln müssen. Deren Institutionen richten sich dann stark am Schulsystem des Trägerkantons aus und können aufgrund ihrer Kleinheit nur über eine Nischenpolitik ein eigenes Profil erringen. Aber auch bei den Kantonen mit grossen Institutionen sind in den genannten Synthesesträngen teilweise deutliche Unterschiede zu erkennen – auch diese dürften wesentlich auf Aspekte des kantonalen Föderalismus beziehungsweise auf unterschiedliche politische Kulturen zurückzuführen sein.

Ein leicht irritierender Punkt sei noch kurz vermerkt: Wer ausgehend vom Untertitel des Buches eine gleichgewichtete Analyse von kantonalen und nationalen Prozessen erwartet, dürfte enttäuscht werden. Die «nationale Diplomanerkennung» – «national» verweist in diesem Falle nicht auf den Bund, sondern auf die EDK – wird zwar an mehreren Orten als wichtige Rahmenbedingung und teilweise auch als Katalysator der Reform angesprochen, zum eigenständigen Thema des Bandes wird sie allerdings nicht gemacht.

Die Herausgeber verweisen im Vorwort auf das Konzept der «losen Kopplung» des amerikanischen Soziologen Karl E. Weick. Will man die ganze Entwicklung in der Schweiz über die beobachtete Periode überblicken, so stellt man sicher mit Recht im Einzelnen nur sehr lose Verbindungen fest. Das verhindert

aber nicht, dass im Sinne ähnlicher Rahmenbedingungen und auch des Zeitgeistes die Akteure der Lehrerinnen- und Lehrerbildungspolitik in den Kantonen doch recht einvernehmlich und koordiniert gehandelt haben und dass letztlich auch ein recht kohärentes System der schweizerischen Lehrerinnen- und Lehrerbildung entstanden ist. Dieses Gesamtgemälde skizziert der vorliegende Band kenntnisreich und farbig. Über die Akteure der Lehrerinnen- und Lehrerbildung hinaus verdient er viele Leserinnen und Leser. *Sebastian Brändli, Zürich*

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

Ralph A. Ruch, **Kartographie und Konflikt im Spätmittelalter. Manuskriptkarten aus dem oberrheinischen und schweizerischen Raum**, Zürich: Chronos Verlag, 2015 (Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen, Bd. 33), 200 Seiten, 17 Abbildungen.

Karten aus <vorkartographischen> Zeiten sprechen nicht für sich – weder die symbolträchtigen *mappae mundi* noch die behelfsmässigen Kartenskizzen, die etwa bei Herrschaftsteilungen angefertigt wurden. Sie bedürfen einer Rückbindung an ihre Produktions- und Gebrauchsbedingungen, und zwar anhand der Schriftquellen, die bestenfalls in ihrem Umfeld entstanden sind. Um solche Kontextualisierungsverfahren hat sich die Historische Geographie¹⁸ schon seit längerem bemüht und damit auch die Frühneuzeitforschung beeinflusst, die sich mit dem wiederkehrenden Interesse an Territorialgrenzen verstärkt Karten und ihrer Funktion im Herrschaftshandeln zuwendet.¹⁹ Ralph Ruch setzt mit seiner Untersuchung zum 15. Jahrhundert (1429/30–1497) an diesem Problemkomplex an und behandelt damit eine verhältnismässig frühe Phase des Einsatzes von Karten in konfliktträchtigen Kontexten. Im Fokus stehen vier zunächst völlig unterschiedliche Bildtypen aus dem schweizerischen und oberrheinischen Raum.

Im Titel der Dissertation prangt zwar der Begriff «Kartographie», allerdings wird allein schon aus dem zeitlichen Zuschnitt deutlich, dass kaum klassische Altkarten à la Mercator oder Cassini besprochen werden. Anhand einer Kartenskizze der Stadt Genf, eines parzellenartigen Lageplans klösterlicher Besitzungen am Oberrhein, zweier Stadtilustrationen einer Zürcher Chronik und der ersten Kartierung der Eidgenossenschaft von Konrad Türst fächert Ruch ein grosses Spektrum von Raumdarstellungen im weitesten Sinne des Genres auf. Diese weisen nicht nur räumliche Nähe zueinander auf, sondern stammen auch alle aus einer Zeit herrschaftspolitischer Umbrüche. Der Studie geht eine glückliche Überlieferungslage voraus, die weniger nur dem Zufall denn der hervorragenden Archivkenntnis des Autors und der akribischen Auswertung grosser Aktenkonvolute zu verdanken ist. Mit Ausnahme von Türsts Karte sind die von Ruch untersuchten Abbildungen der überregionalen Forschung kaum bekannt.

18 Vgl. Reuben Rose-Redwood (Hg.), *Deconstructing the Map: 25 Years On*, Toronto 2015 (Cartographia Bd. 50).

19 Vgl. exemplarisch Andreas Rutz, Territorialpolitik in Karten. Der Streit um die Landeshoheit zwischen Brandenburg-Ansbach und Nürnberg im 18. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Bayrische Landesgeschichte* 77 (2014), S. 935–961.

Ruch verzichtet auf einen Methodenteil, befasst sich lediglich in der Einleitung auf wenigen Seiten mit vormoderner Medialität (S. 13–16). Die Gliederung erfolgt streng nach Massgabe des Mediums. Pro Kapitel wird ein Quellenbeispiel besprochen, das jeweils für eine zentrale Form «kartographischer Sinnstiftung» (S. 16) im Herrschaftshandeln stehen soll. Die vier Quellenanalysen tragen einer Vielzahl von kodikologischen, materialkundlichen, herrschafts- und verwaltungsgeschichtlichen Aspekten Rechnung. Besonders berücksichtigt wird, sofern es die Überlieferungslage zulässt, die Sozialgeschichte der Kartenzeichner und Illustratoren, die, ausgenommen der Mediziner und Astronom Türst, alle Männer der fürstlichen beziehungsweise städtischen Administration waren.

Den zentralen Bezugspunkt bildet die im Titel stehende Kategorie «Konflikt» (S. 17). Ein Konfliktbegriff wird nicht erarbeitet. Dieser Zugang hat insofern seine Berechtigung, als im Kern alle Bilder aus ähnlichen Streitfällen hervorgehen. Der Stadtplan von Genf sowie der Lageplan von Besitztümern des Klosters Honau (bei Rheingau) entspringen beide Herrschaftsdisputen, die schon jahrhundertlang zwischen denselben Parteien geführt worden waren und nunmehr in finalen Verhandlungen (Stadtteilung in Genf, Güterverzeichnis in Honau) beigelegt werden sollten. Die Pläne entstanden aus pragmatischen Erwägungen heraus, dienten als Übersichtskarten für die Erfassung von Besitz, etwa bei Kundschaft oder Zeugenbefragung (S. 50). Beide Skizzen gingen *de facto* bis vor Gericht, wo sie als Anschauungsmaterial verwendet wurden (S. 51, 67). Ob sie dort wirklich einen Vorsprung bei der Beweisfindung erbrachten, kann letzten Endes deshalb nicht sicher geklärt werden, weil in solchen Prozessen selten finale Einigung erzielt wurde. Auch bei den beiden übrigen Quellen geht es um räumliche Selbstvergewisserung, allerdings auf der Ebene der ostentativen Raumkonstruktion. In den zwei Buchillustrationen einer Zürcher Chronik, die im Grunde eine Mischung aus Belagerungsszene und Stadtansicht darstellen, sieht Ruch «immanente politische Propaganda» (S. 101) gegen die im Alten Zürichkrieg erfolgten Berner Übergriffe. Hier wäre die Frage zu stellen, wo Buchillustration aufhört und Karte anfängt, wenngleich den Miniaturen ein gewisser topographischer Charakter nicht abzuspüren ist. Vollkommen überzeugend ist hingegen die Interpretation von Türsts Karte, die für die älteste Landesbeschreibung der zehnrötigen Eidgenossenschaft angefertigt wurde, um das neue Bündnissystem visuell zu emanzipieren, als Flächenstaat in das europäische Machtgefüge einzubetten (S. 146) und dem Helvetier-Mythos Vorschub zu leisten (S. 165).

Ruch legt eine Funktionsanalyse vormoderner Raumabbildungen mit hoher empirischer Substanz vor. Mit einer vielleicht einzigartigen Quellenkonstellation und der Berücksichtigung administrativer Praktiken überwindet er Horizonte einer technisch ausgerichteten Kartographiegeschichte. Es stellt sich notwendigerweise die unbeantwortet bleibende Frage nach der analytischen Abgrenzung von Karten und Raumabbildungen, die beide grundsätzlich an der Schnittstelle zwischen Herrschafts-, Verwaltungs-, Wissens- und Raumgeschichte anzusiedeln sind. Eine Phänomenologie der Karte und ihres Legitimationsdiskurses (angeschnitten auf S. 61–63) wäre daher unbedingt sinnvoll gewesen. Die Arbeit unterstreicht das Potenzial von Karten für die Untersuchung von Herrschaftsbildungsprozessen und Grenzkonzepten in Übergangsphasen. Gewissheit über Kontinuitäten und Brüche kann der mikrohistorische Vergleich letztlich nur ver-

bunden mit streng raumübergreifenden Strukturgeneralisierungen bringen. In dieser Hinsicht hat die Untersuchung vormoderner Erfassungspraktiken kleiner, stark fragmentierter Räume gerade erst begonnen. *Maike Schmidt, Trier*

Jan-Andrea Bernhard, **Konsolidierung des reformierten Bekenntnisses im Reich der Stephanskronen. Ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte zwischen Ungarn und der Schweiz in der frühen Neuzeit (1500–1700)**, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2017 (Refo500 Academic Studies, Bd. 19), 800 Seiten, 3 Abbildungen.

In seiner Habilitationsschrift beschreibt Jan-Andrea Bernhard, Privatdozent an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich, unter kommunikationsgeschichtlicher Perspektive die Konsolidierung des reformierten Bekenntnisses im Reich der Stephanskronen (im Folgenden vereinfachend «Ungarn») im 16. und 17. Jahrhundert. Kennzeichen der ungarischen protestantischen Ideengeschichte sind die vielfältigen Beziehungen und Kontakte mit humanistischen Gelehrten, Reformatoren und protestantischen Theologen in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden. Bernhard hat es sich zur Aufgabe gemacht, Ungarns Kommunikationsnetzwerk mit der Schweiz unter Berücksichtigung der Peregrination, der Epistolographie und der Buchgeschichte zu untersuchen, wobei insbesondere für das 17. Jahrhundert Forschungsdesiderate ausgemacht werden. Um zu einer «allgemeinen Erkenntnis» zu kommen, geht Bernhard bewusst «induktiv» vor (S. 28), mit dem (hohen) Anspruch, die «vorhandenen Quellen möglichst erschöpfend» (S. 30) für den besagten Zeitraum zu untersuchen und auszuwerten. Zu diesem Zweck wurden Archive und Bibliotheken quer durch Europa von Paris bis Kronstadt und von Prag bis Genf aufgesucht sowie Quellensammlungen zur ungarischen (Kirchen-)Geschichte konsultiert (erwähnenswert sind selten benutzte Quellen wie *Exlibris*- und *Supralibros*-Einträge sowie Stammbücher bzw. *Alba amicorum*). Mit diesem Vorgehen sollen gängige Modelle und Theorien der (ungarischen) Kirchengeschichtsschreibung hinterfragt werden.

Nach einem Überblick über den allgemeinen humanistischen Kulturaustausch Europas, von dem Ungarn ein selbstverständlicher Teil gewesen ist, wird in vier Abschnitten die besagte Kommunikationsgeschichte dargelegt. Im ersten Teil (1500–1526) wird anhand der vielfältigen Kontakte zwischen Ungarn und der Schweiz (insbesondere Basel) die besondere Bedeutung des Humanismus für die reformatorische Entwicklung Ungarns dargelegt. Im zweiten Teil (1526–1550) verweist der Autor auf die massgebliche Bedeutung des Bibelhumanismus erasmischer Prägung. Er wertet diesen – für die Zeit vor der Teilung Ungarns in verschiedene konfessionelle Richtungen um die 1550er Jahre – als eine Besonderheit der ungarischen Reformationsgeschichte. Konsequenterweise plädiert der Autor, für diesen Zeitabschnitt den Begriff «humanistische Reformation» oder «reformatorischer Humanismus» zu verwenden, da unter der humanistischen Leitidee die Grenzen zwischen katholisch, lutherisch und reformiert fließend waren. Ungarn blieb für viele Einflüsse offen und versuchte – trotz gegenseitiger Abgrenzungen der Konfessionen – einen irenischen Weg der *via media* zu gehen. Dabei blieben die Kontakte mit dem Humanismus Basels und mit der vermittelnden Theologie Melanchthons prägend. Die «Türkenfrage» in Ungarn trug entscheidend dazu bei, dass man sich stärker der schweizerischen Theologie gegenüber öffnete, die eine klarere Haltung zum bewaffneten Widerstand (Erasmus) oder zur Mission (Bullinger, Bibliander) zeigte als Luther.

Im dritten Teil wird die Zeit von 1550 bis 1606 (Wiener Frieden) aufgegriffen. In diesem Zeitabschnitt erfolgte die entscheidende Konsolidierung des reformierten Bekenntnisses (*Confessio Helvetica posterior*), für dessen Durchsetzung die wechselseitigen ungarländischen Kontakte mit Basel, Zürich (Heinrich Bullinger) und Genf (Theodor Beza) die entscheidende Rolle spielten. Insbesondere erbat man sich Hilfe in der theologischen Bekämpfung des Antitrinitarismus, der bezeichnenderweise durch Werke romanischsprachiger Nonkonformisten aus Basel nach Siebenbürgen importiert worden ist – auch für die Unitarier spielte also die Schweiz eine entscheidende Rolle bei der Verbreitung ihrer Konfession. Nicht zuletzt als Abgrenzung gegen die Antitrinitarier wurde das zweite Helvetische Bekenntnis Bullingers auf der Synode von Debrecen 1567 verbindlich rezipiert – und damit der Grundstein für die bleibende Hinwendung Ungarns zur Schweiz gelegt, die sich im 16. und dann im 17. Jahrhundert weniger in der Peregrination und in direkten Kontakten äusserte, sondern vor allem in der Rezeption der Werke Calvins, Bullingers und Bezas. Ausserdem wurden bedeutende ungarische dogmatische Werke in Basel gedruckt.

Im vierten Teil (1606–1700) veranschaulicht der Autor, wie im Zeitalter der «katholischen Restauration» und der «reformierten Orthodoxie» sowohl die Peregrination in die Schweiz (Heidelberg und die Niederlande spielten nun eine grössere Rolle) als auch die persönliche Korrespondenz mit der Schweiz abnahmen. Dennoch – so Bernhard – blieb die Verbundenheit mit der Schweiz durch die bleibende Bedeutung des Humanismus und der Rezeption theologischer Helvetica (etwa durch die Übersetzungen der Werke Calvins durch Albert Szenczi Molnár) weiterhin bestehen. Dies wird deutlich an der Aufnahme der ungarischen Prediger in der Schweiz, die während des «Trauerjahrzehnts» (1671–1681) aufgrund ihres reformierten Bekenntnisses zur Galeerenstrafe verurteilt worden waren. Die intensiven Kontakte ungarischer Theologen zu Johann Heinrich Heidegger bildeten eine Grundlage für die Rezeption der coccejanischen Föederaltheologie in Ungarn, die wiederum der vermittelnden Ausrichtung Ungarns entsprach. Erst im 18. Jahrhundert gewann die Schweiz für Ungarn wieder an Bedeutung durch die Zunahme peregrinierender Studenten. Die Ursache dafür lag vor allem in der Vergabe von Stipendien durch die Schweizer Kirchen – was auf eine konfessionelle Verbundenheit schliessen lässt.

Die kritische Auseinandersetzung mit den Details, die das Herzstück der Arbeit ausmachen, soll den Spezialisten vorbehalten bleiben. Hier sollen lediglich allgemeine Leseindrücke wiedergegeben werden. Das Werk ist in seiner Materialfülle beeindruckend. Das Lesen des Buches wird jedoch durch zahlreiche Wiederholungen und durch die Dichte an aufgezählten Personen, Korrespondenzen und Büchern erschwert. Dieses Vorgehen wird vom Autor zu Recht legitimiert, da so einzelne Abschnitte für sich gelesen werden können – was die Rezeption für Fachleute erleichtern dürfte. Die Stärke der Studie liegt klar in der Dokumentationskraft der zahlreichen Quellen und der Forschungsliteratur. Gleichzeitig liegt in der bewussten Ablehnung einer theoretischen Konzeption auch ihre Schwäche begründet: Am Schluss weiss man nicht genau, wie die Grundlinien der Kommunikationsgeschichte zwischen Ungarn und der Schweiz gezogen werden sollen. Vielleicht kann hier ein zusammenfassender Aufsatz noch Abhilfe leisten. Dennoch wird man an dieser Habilitationsschrift nicht vorbeikommen, wenn man sich mit dieser Thematik beschäftigen will. Insbesondere als Nachschlagewerk wird

die Studie sehr dienlich sein. Dazu hilft auch das ausführliche Register, das jedoch leider nicht in Personen-, Orts- und Sachregister unterteilt ist. Hingegen ist es sehr hilfreich, dass neben den Personen auch die entsprechenden Werke indiziert sind.

Zuletzt ist dem Autor anzuerkennen, dass ihm die nicht leichte Aufgabe einer umfassenden Darstellung einer komplexen theologischen Transfergeschichte unter erschwerten sprachlichen – man denke an die lateinischen, ungarischen und slawischen Quellen – und logistischen Bedingungen gelungen ist. Offenbar hat er aus der Beschäftigung mit Rosius à Porta, der ein Connaisseur der ungarischen Sprache und Kirche war, persönliche Konsequenzen gezogen und ist in dessen Fusstapfen getreten. *Gergely Csukás, Theologische Fakultät Universität Bern*

Martin Aust, Frithjof Benjamin Schenk (Hg.), **Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert**, Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2015 (Imperial Subjects. Biographik und Autobiographik in imperialen Kontexten, Bd. 1), 505 Seiten.

In den letzten Jahren ist das Interesse an Imperien Geschichte wieder erstarkt, was sich unter anderem an den zahlreichen neuen Publikationen ablesen lässt, die unter dem Stichwort *New Imperial History* erschienen sind. Die bestehende Forschungsliteratur soll in Zukunft durch weitere Publikationen der im Böhlau Verlag erscheinenden Reihe *Imperial Subjects. Biographik und Autobiographik in imperialen Kontexten* erweitert werden. Deren erster Band ist 2015 erschienen und entstand im Rahmen zweier Konferenzen zum Thema Autobiographische Praxis und Imperienforschung. Nicht nur dank der vergleichenden Perspektive auf drei verschiedene Imperien, sondern insbesondere aufgrund des Fokus auf (auto-)biographische Praktiken kann der Sammelband an aktuelle Trends in der Geschichtswissenschaft anschließen.

Auf das Potenzial, das in einer eingehenden Analyse von imperialen AkteurInnen wie beispielsweise HändlerInnen oder Offizieren liegt, hat bereits Ulrike von Hirschhausen in ihrem Diskussionsbeitrag «A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven» hingewiesen.²⁰ Die von ihr genannten Aspekte der Übersetzung imperialer Politik von den Zentren in die Peripherie, der Repräsentation des Imperiums, von Transferleistungen zwischen kolonialen Peripherien und zuletzt der Vermittlung zwischen Herrschenden und Beherrschten werden in den Beiträgen des Sammelbandes aufgegriffen. Im Zentrum stehen aber die *imperial subjects* und deren «Selbstverortung in imperialen Raum- und Herrschaftsstrukturen», wie die Herausgeber Frithjof Benjamin Schenk und Martin Aust in der programmatischen Einleitung schreiben (S. 14). Der von Schenk und Aust eingeführte Begriff erfüllt mehrere Funktionen, da mit dem englischen *subject* sowohl ausgedrückt werden kann, dass jemand einE UntertanIn eines Imperiums ist, und andererseits darauf verwiesen wird, dass eine Person sich als eigenständiges Subjekt begreift. Einen ähnlichen biographischen Forschungsansatz verfolgt auch der von Tim von Buchen und Malte Rolf herausgegebene Sammelband *Eliten*

20 Ulrike von Hirschhausen, A New Imperial History? Programm, Potenzial, Perspektiven, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 41/4 (2015), S. 718–757, hier S. 734ff.

im Vielvölkerreich. *Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918)*, welcher ebenfalls 2015 erschienen ist.²¹

Wie in der Einleitung von *Imperial Subjects* ausgeführt wird, will der Sammelband einen methodisch-konzeptionellen Beitrag zur Erforschung der Imperien- und imperial subjects Geschichte leisten und auf die gegenseitige Beeinflussung von Imperien und *imperial subjects* eingehen. Auf die Einführung folgt ein Beitrag von Volker Depkat, der methodische Überlegungen zu biographischer und autobiographischer Praxis vornimmt. Er hebt dabei vor allem hervor, dass (auto-)biographische Praktiken historisiert werden müssen, und plädiert für eine kommunikationspragmatische Herangehensweise. Der Begriff kommunikationspragmatisch meint, dass (auto-)biographische Texte sowohl als narrative Entwürfe von Identität als auch als performativer Akt verstanden werden (S. 47).

Der Hauptteil des Sammelbandes ist in fünf Abschnitte gegliedert, die sich alle einem spezifischen, in der Einleitung erwähnten Aspekt des Themas widmen. Den Einstieg bilden vier Artikel, die eine Bestandsaufnahme von Autobiographik und Biographik in den drei untersuchten Imperien liefern. Dabei wird im ersten Beitrag von Nora Mengel bereits eine vergleichende Perspektive eingenommen, indem biographische Lexika-Projekte sowohl aus dem Habsburger, als auch aus dem Russischen Reich einander gegenübergestellt werden. Der Beitrag zeigt anschaulich, wie stark die Zuschreibungen von *fremd* und *eigen* im imperialen Kontext den politischen und imperialen Intentionen entsprechend angepasst wurden. Die drei weiteren Artikel widmen sich je einem der drei untersuchten Imperien und bilden einerseits den aktuellen Forschungsstand ab, geben andererseits aber auch einen Überblick über die Entwicklung der (auto-)biographischen Praxis in den jeweiligen Kontexten.

Die darauffolgenden drei Abschnitte des Hauptteils beschäftigen sich alle mit Selbstzeugnissen imperialer FunktionärInnen und ExpertInnen. Von den vier Artikeln des folgenden Abschnitts behandeln die von Carla Cordin, Peter Holquist und Barbara Henning verfassten Beiträge *imperial subjects*, die im autobiographischen Schreiben stark auf ihre Karrieren fokussierten und dabei ihr Wirken legitimierten. Ulrich Schmidts Artikel untersucht neben Beispielen (auto-)biographischen Schreibens von FunktionärInnen und Geistlichen auch Texte von Schriftstellern. In all diesen Selbstzeugnissen findet er Bezüge zum Imperium, das einen wichtigen Einfluss auf das Selbstverständnis und die Identität der untersuchten Individuen hatte.

Im dritten Abschnitt des Hauptteils werden in drei Artikeln Selbstzeugnisse von Akteuren untersucht, die sich an den Peripherien des Habsburger oder des Russischen Reiches befanden. In den Beiträgen werden einerseits Transfers und Dynamiken zwischen Zentrum und Peripherie beleuchtet, andererseits wird auch das Phänomen des aufkommenden Nationalismus thematisiert. Besonders in Marija Đokićs Text über Đorđe Stratimirović, der in der Revolution 1848 die aufständischen serbischen Truppen kommandierte und 1849 wieder in der österreichischen Armee führende Positionen einnahm, werden die sich verschiebenden Loyalitäten angesichts des aufkommenden Nationalismus sichtbar.

21 Tim von Buchen, Malte Rolf (Hg.), *Eliten im Vielvölkerreich. Imperiale Biographien in Russland und Österreich-Ungarn (1850–1918)*, Berlin 2015.

Die folgenden zwei Artikel wurden unter dem Titel «Autobiographik imperial – transimperial – national» zusammengefasst. Während Alexis Hofmeister jüdische Selbstzeugnisse aus allen drei Imperien untersucht, fokussiert Jens Herlths Text auf den polnischen Adligen Tadeusz Bobrowski, dessen Handlungsspielräume und sich verändernde Identifikation.

Die drei Artikel des letzten Abschnitts widmen sich dem Zerfall des Osmanischen und des Russischen Reiches sowie den Auswirkungen dieser epochalen Umbrüche auf die autobiographische Praxis. Insbesondere die Artikel von Murat Kaya und Elke Hartmann zeigen dabei, wie imperiale Narrative auch lange nach dem Zerfall der Reiche wirkmächtig blieben.

Die sechzehn Beiträge des Sammelbandes zeichnen sich durch eine grosse Vielfalt an inhaltlichen und regionalen Schwerpunkten aus, wobei die Beiträge zum Russischen Imperium deutlich überwiegen. Die Artikel zum Osmanischen Reich sind besonders bereichernd, da sich die historische Forschung zu imperialen Lebenswelten hier noch in den Anfängen befindet. Besonders spannend sind ausserdem die Analysen der Lebenswelten «imperialer Diasporagruppen». Gerade hier ergaben sich verschiedene Identifikationsmöglichkeiten, die vom jeweiligen historischen Kontext abhingen. Dies äusserte sich insbesondere im Bereich der Sprache, die je nach Publikum, Intention und je nachdem, in welche Narrative und Identitätsentwürfe die *imperial subjects* sich einschreiben wollten, variierte.

Einige Ergebnisse des Sammelbandes werden in der Einführung bereits vorweggenommen. So wird anhand der Analyse von Schreibenlässen und -zeitpunkten deutlich, wie sich Entwicklungen und Brüche in den Imperien auf die Selbstentwürfe der Individuen auswirkten. In verschiedenen Beiträgen werden ausserdem Erkenntnisse über wechselnde und sich verschiebende Loyalitäten gewonnen, die zentral für die Identifikation mit dem jeweiligen Imperium oder anderen sozialen Bezugsgruppen waren.

Aufgrund der Breite der angesprochenen Themen und regionalen Zusammenhänge wäre ein Schlusskapitel wünschenswert gewesen, um zentrale Erkenntnisse der Beiträge zusammenzuführen und vergleichend zu analysieren. Ein solches Fazit hätte unter anderem die Chance geboten, längerfristige Entwicklungen im (auto-)biographischen Schreiben vom 19. bis ins 20. Jahrhundert festzuhalten.

Schliesslich bleibt im Hinblick auf künftige Publikationen der Reihe *Imperial Subjects. Biographik und Autobiographik in imperialen Kontexten* zu hoffen, dass die in der Einleitung erwähnten Forschungsdesiderata insbesondere im Bereich der Selbstzeugnisse von Frauen und von nicht-privilegierten sozialen Gruppen in Angriff genommen werden. Diese Perspektiven versprechen den Blick auf Identifikationsangebote, Lebensentwürfe und Lebensrealitäten der *imperial subjects* und somit auf die Imperien selbst weiter zu öffnen.

Ayşe Turcan, Universität Bern

Beate Althammer, Lutz Raphael, Tamara Stazic-Wendt (Hg.), **Rescuing the Vulnerable. Poverty, Welfare and Social Ties in Modern Europe**, New York/Oxford: Berghahn Books, 2016, 424 Seiten.

Die Geschichte der sozialen Sicherheit gehört längst zum Grundkanon der Historiografie. Der Fokus der Forschung lag allerdings lange einseitig auf der Entstehung und dem Ausbau der modernen Sozialversicherungen. Stränge der sozialen Fürsorge, die – wie die Versorgung von elternlosen Kindern oder Men-

schen mit Behinderung – in die Vormoderne zurückreichen, spielten demgegenüber eine Nebenrolle oder galten als Residuen überkommener Wohlfahrtsstrukturen. In der Schweiz hat zum Beispiel erst die jüngste Debatte über fürsorgereiche Zwangsmassnahmen die nachhaltige Bedeutung solcher Fürsorgeregimes in Erinnerung gerufen. Die Fürsorge für Kinder sowie wohnsitz- oder arbeitslose Erwachsene steht ebenfalls im Zentrum des von Beate Althammer, Lutz Raphael und Tamara Stazic-Wendt herausgegebenen Sammelbands.

In ihrer Einleitung stellen die Herausgeberinnen die Bedeutung sozialer Bindungen für die Prävention, Interpretation und Bewältigung von Armut ins Zentrum. Sie gehen dabei von älteren und neueren Gegenwartsdiagnosen aus, die in der Auflösung familiär-sozialer Bindungen als Folge der sozioökonomischen Modernisierung eine wesentliche Ursache für eine gesteigerte Armuts- und Marginalisierungsvulnerabilität bestimmter Bevölkerungsgruppen sehen. An diese Überlegungen anknüpfend, entwickelt Serge Paugam im ersten Kapitel eine historische Typologie sozialer Bindungen und ihrer Wechselwirkungen mit unterschiedlichen Wohlfahrtsregimen, die allerdings in der Folge nur von einzelnen Autorinnen und Autoren aufgegriffen wird. Ebenfalls verweisen die Herausgeberinnen auf die historische Wirkungsmächtigkeit des Konzepts der Subsidiarität, das die salutogenetische Funktion zivilgesellschaftlicher Beziehungen unterstreicht und sowohl von konservativ-religiösen als auch von liberalen Kreisen immer wieder als Gegenkonzept zur zentralstaatlichen Daseinsfürsorge in Anschlag gebracht wurde. Für die Forschung ergibt sich daraus die Notwendigkeit, den Blick auch auf nichtstaatliche Akteure und auf Integrations- und Marginalisierungsprozesse, die in der Mitte der Gesellschaft stattfanden, zu richten.

Der erste Teil des Bands umfasst Beiträge, die sich mit der Konstruktion und dem Umgang mit «gefährdeten Kindheiten» beschäftigen. Katharina Brandes weist am Beispiel des Hamburger Waisenhauskollegiums nach, dass um 1900 längst nicht alle «Waisenkinder» ohne elterliche Bezugspersonen dastanden oder – nach den damaligen Kriterien – als «verwahrlost» galten. Vielmehr hätten staatliche und parastaatliche Platzierungsangebote in den Überlebensstrategien prekärer Familien eine wichtige Rolle gespielt. Auf die Persistenz des Bildes des hungernden und hilfsbedürftigen (Waisen-)Kindes in der karitativen Öffentlichkeit verweist auch der Beitrag von Frederike Kind-Kovács, der die amerikanisch-britische Nothilfe in Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg untersucht. Die Diskrepanz, die sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zwischen der Anerkennung der Hilfsbedürftigkeit von Kindern armer Familien und den tatsächlichen Unterstützungsangeboten von Staat und Gesellschaft auftat, lassen dagegen die Beiträge von Nicoleta Roman und Ernst Guggisberg erahnen, welche spezifische Strukturen der Fremdplatzierung von Kindern in Rumänien und in der Schweiz analysieren.

Die Beiträge im zweiten Teil beschäftigen sich mit der Problematisierung unterschiedlicher Formen der Nichtsesshaftigkeit. Andrew Cusack zeigt am Beispiel einer Novelle von Jeremias Gotthelf, wie sich noch um 1840 die traditionelle Wanderschaft der Handwerkergelesen zum Sinnbild einer quasi-mechanischen Solidarität und sittlich-moralischen Selbstfindung stilisieren liess. In ihrem vergleichend angelegten Beitrag untersucht Beate Althammer, wie um 1870 in Deutschland, England und Frankreich das frühneuzeitliche Phänomen der «Landstreicherei» wieder an Aktualität gewann und neue sozial- und kriminalpolitische Lösungsansätze wie die karitative Wandererfürsorge oder erweiterte

Formen der Präventivhaft plausibel machte. Interessant sind dabei nicht nur die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den untersuchten Staaten, sondern auch der Umstand, dass der Beitrag sehr gut aufzeigt, dass die Neuausrichtung der Sozialpolitik in der Moderne traditionelle Ansätze der Armut- und Devianzbewältigung keineswegs verdrängte. Dass offen ausgrenzende und kriminalisierende Strategien der Sozialpolitik im Lauf des 20. Jahrhunderts erst nach und nach zurückgedrängt wurden, zeigt der Beitrag von Tehila Sasson zur Wohnungsnot in Grossbritannien. Erst eine breit abgestützte Medienkampagne trug in den 1960er Jahren dazu bei, dass zumindest obdachlose Familien vom Stigma der «gefährlichen Armen» befreit und adäquat unterstützt wurden.

Arbeitslose Menschen, mit denen sich die Beiträge im dritten Teil des Bandes beschäftigen, gehören zu den jüngeren Zielgruppen der sozialen Fürsorge. Im Zentrum des Konstrukts «Arbeitslosigkeit» stand seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein Marktversagen, wogegen ältere Konzepte der «Liederlichkeit» beim individuellen Versagen der betroffenen Personen ansetzten. Der Beitrag von Elisabeth A. Scott über Arbeitskolonien in England, der Artikel von Tamara Stazic-Wendt über die Fürsorge für erwerbslose Personen in ländlichen Teilen Deutschlands sowie der Beitrag von Wiebke Wiede über die sozialwissenschaftliche Erforschung der Arbeitslosigkeit zeigen allerdings deutlich, dass die Grenzziehung zwischen traditionellen und progressiven Wohlfahrtsregimen keineswegs immer eindeutig war und sozial-moralische Beurteilungsmuster (vermeintlich) moderne Fürsorgepraktiken weiterhin prägten – wenn auch subtiler und in gewandelter Form. Irina Vana führt etwa am Beispiel Österreichs vor Augen, wie Arbeitsvermittlungsstellen in der Zwischenkriegszeit die Unterscheidung zwischen unterstützungswürdigen «Arbeitslosen» und anderen, nicht-anerkannten Anspruchsgruppen vollzogen und so indirekt an der Normalisierung der Berufsarbeit beteiligt waren.

Die Beiträge von Hubertus Jahn, Andreas Gestrich und Daniela Henisch sowie von Dorothea Lürbke im vierten Teil des Bandes untersuchen an Beispielen aus dem zaristischen Russland, aus England und Deutschland, wie von Armut betroffene oder bedrohte Menschen staatliche Stellen um Unterstützung baten. Sie geben damit armutsbetroffenen Personen eine (vermittelte) Stimme, verdeutlichen aber auch die Bandbreite der Anpassungs- und Unterwerfungsstrategien. Das Genre der Bittschriften weist dabei erstaunliche Kontinuitäten auf, etwa was Appelle an das Mitleid oder obrigkeitliche Fürsorgepflichten anbelangt. Noch in der Bundesrepublik argumentierten Gesuchstellerinnen und -steller regelmässig damit, dass sie sich ohne eigenes Verschulden in Not befänden, um legitime Ansprüche auf Unterstützung zu begründen.

Abgerundet wird der Band durch eine luzide Synthese von Lutz Raphael, die nicht nur die Hauptergebnisse der Beiträge Revue passieren lässt, sondern auch weiterführende Fragestellungen formuliert. Wichtig ist sicher der Befund, dass sozialmoralische Würdigkeitskategorien bis weit ins 20. Jahrhundert – wenn auch unter neuen Vorzeichen – die Systeme der sozialen Sicherheit mitprägten. Eine Folge davon war und ist, dass moderne Wohlfahrtsregime nach wie vor stark unterscheiden, wenn es um die Anerkennung verschiedener Notlagen und individueller Vulnerabilitäten geht. Fruchtbar für die weiterführende Forschung ist der Hinweis, dass die 1970er Jahre einen wichtigen Wendepunkt darstellten, was die Anerkennung der Rechte und Unterstützungsansprüche armutsbetroffener Personen und anderer Randgruppen anbelangt. Zumindest aus Sicht der aktuellen

Debatte über fürsorgerische Zwangsmassnahmen in der Schweiz erscheint diese Vermutung plausibel, auch wenn eine gewichtete Analyse der verschiedenen gesellschaftlichen, rechtlichen und ökonomischen Faktoren im Moment ein Forschungsdesiderat bleibt.

Der Sammelband liest sich insgesamt mit grossem Gewinn. Auch wenn die im Titel und in der Einleitung angekündigte Fokussierung auf die Vulnerabilität von *social ties* gesamthaft etwas zu kurz kommt, ist es ein grosses Verdienst der Herausgeberinnen, des Herausgebers sowie der Autorinnen und Autoren, dass sie gegenüber einer rein sozialversicherungsgetriebenen (Erfolgs-)Geschichte der sozialen Sicherheit den Blick für die Disparitäten, Kontinuitäten und Verwerfungen innerhalb der europäischen Wohlfahrtsregime schärfen. Wie verschiedene Beiträge zeigen, gehört dazu auch die Berücksichtigung der Perspektive der Personen, die nicht nur von Not und Ausgrenzung, sondern auch von der staatlichen Wohlfahrt betroffen waren.

Urs Germann, Bern

Damiano Matasci, **L'école républicaine et l'étranger. Une histoire internationale des réformes scolaires en France 1870–1914**, Lyon: ENS Éditions, 2015, 274 Seiten, 9 Abbildungen.

Damiano Matasci geht in seiner Publikation der These nach, dass Untersuchungen zur Entwicklung nationaler Bildungssysteme – im vorliegenden Fall das französische Bildungssystem – zu internationalisieren seien. Der Autor leistet mit seiner Analyse einen Beitrag zur Historisierung einer *globalen* Bildungspolitik. Er zeigt auf, dass die Genese nationaler Bildungssysteme im 19. Jahrhundert nicht in einem hermetisch geschlossenen nationalen Raum stattfand. Diskursiv und institutionell gestützt überwandene Bildungsideen und Bildungsmodelle staatlich definierte Räume. Welcher Transferlogik diese Ideen und Modelle folgten, wird vom Autor näher analysiert. In diesen Prozessen, zeitlich konzentriert auf die Jahre 1870–1914, ortet Matasci die Vorläufer einer heute zunehmend globalisierten Bildung und Bildungspolitik.

Die Publikation gliedert sich in drei Teile. In einem ersten wird die Produktion und Zirkulation von Wissen zur Vielgestaltigkeit internationaler Bildungssysteme und -ideen in Frankreich näher betrachtet. In einem zweiten Schritt fokussiert der Autor die französischen Bildungsreformer und die internationale Bildungsreformbewegung. Drittens schliesslich untersucht Matasci unterschiedliche Transferlogiken im Zusammenhang mit konkreten Schulreformen in Frankreich.

Damiano Matasci identifiziert unterschiedliche Zirkulationsformen pädagogischer Ideen im 19. Jahrhundert. Zum einen analysiert er sogenannte Studienreisen von Schulinspektoren und Lehrpersonen, die andere Länder mit Blick auf anstehende Schulreformen im eigenen Land bereisten. Ihre Erfahrungen publizierten sie in pädagogischen Zeitschriften oder rapportierten diese an staatliche Institutionen. Die sich im 19. Jahrhundert etablierenden Weltausstellungen und internationalen Kongresse sind die zweite Zirkulationsform, die die Studie thematisiert. Eine dritte lokalisiert der Autor in den *musées pédagogiques*, den eigentlichen Dokumentationszentren, in denen Bücher, Statistiken, Lehrpläne aus aller und der eigenen Welt gesammelt und ausgestellt wurden. Schliesslich wird als weitere zentrale Form der Zirkulation die pädagogische Presse analysiert. Der Autor kommt zum Schluss, dass die internationale Perspektive in Frankreich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vorgängig der Stärkung und Festigung des eigenen nationalen Bildungssystems diente.

Parallel zur Herausbildung unterschiedlicher Zirkulationsformen pädagogischer Ideen verlief eine zweite Bewegung, die Gründung erster internationaler Organisationen, die sich Bildungsfragen zuwandten und damit zur Globalisierung von Bildungsideen beitrugen. Hier wird nochmal Bezug genommen auf die Weltausstellungen, an denen Bildung und Erziehung integraler Bestandteil des Programms waren und die Länder ihre Errungenschaften und pädagogische Ideen verglichen. Zeitgleich stieg die Zahl internationaler Kongresse, an denen spezifische Fragestellungen diskutiert und Wissenseiten mobilisiert wurden. Diese internationale Zusammenarbeit und vor allem ihre Verstärkung durch die Einrichtung von permanenten Büros war zentral für den Prozess der Internationalisierung von Bildungsfragen. In den Zirkeln internationaler Kongresse lässt sich eine relativ geschlossene Gruppe von Reformern identifizieren, die eine transnationale Expertise aufwies und eine Art «grammaire européenne de la réforme scolaire» festlegte (S. 164). Die Weltausstellungen sowie die internationalen Kongresse intensivierten den wissenschaftlichen Austausch; die sich herausbildenden internationalen Organisationen beeinflussten die Entwicklung nationaler Bildungssysteme. Gemäss Matasci konstituierten sie gleichsam eine europäische Gemeinschaft in Bildungsfragen.

Im dritten Teil wird an konkreten Beispielen die Logik der Aneignung, des Transfers und der Umsetzung des internationalen Bildungsdiskurses durch Reformen thematisiert. Die Schlacht bei Sedan im Deutsch-Französischen Krieg im September 1870 war vorentscheidend für dessen Ausgang. Die französischen Truppen kapitulierten in der Folge, und Kaiser Napoleon III. wurde festgesetzt. Das französische Volk stürmte daraufhin die Deputiertenkammer in Paris, setzte den Kaiser ab und rief eine Republik aus. Als die Republikaner an die Macht kamen, reformierten sie die Armee und die Schule. Die Einführung der Schulpflicht, die Unentgeltlichkeit von Bildung und die Verweltlichung der Schule legitimierten die Reformen mit Blick auf die Bildungssysteme im Ausland. Durch die internationale Dimension – Weltausstellungen sowie internationale Kongresse und Organisationen – näherten sich die öffentlichen Bildungssysteme im westlichen Europa immer mehr an.

Damiano Matasci untersucht in seiner Publikation eine Frage, die bisher in der Bildungsgeschichte wenig Beachtung fand. Die Historiographie zur Entwicklung nationaler Bildungssysteme band vor allem lokale, regionale und nationale Dimensionen ein. Demgegenüber weist der Autor in seiner Untersuchung nach, dass die internationale Dimension in der Konstituierung nationaler Bildungssysteme eine zentrale Rolle spielte. Es gelingt ihm, quellennah und detailreich Prozesse der Zirkulation von Wissen, der Wissensaneignung und des Transfers von Bildungsideen und -modellen mit Blick auf das französische Bildungssystem zu veranschaulichen. Methodologische Überlegungen bereichern die Lektüre ebenso wie Bezüge zu weiteren aktuellen Forschungsarbeiten. Damit leistet Matasci einen wesentlichen Beitrag nicht nur zur Geschichte des französischen Bildungssystems zwischen 1870 und 1914, sondern auch zur Genese nationaler Bildungssysteme, die sich bei näherer Betrachtung nicht mehr als ausschliesslich *national* erweisen.

Claudia Crotti, PH FHNW

Ariane Knüsel, **Framing China. Media Images and Political Debates in Britain, the USA and Switzerland, 1900–1950**, Farnham et Burlington, Vt.: Ashgate Publishing, 2012, xiv, 316 pages.

On pourrait résumer *Framing China* en le cataloguant comme une analyse du discours médiatique à propos de la Chine dans les médias d'Angleterre, des États-Unis et de Suisse; mais cette formulation malhabile ne suffirait pas à en montrer toute la richesse et l'originalité. Probablement adapté d'une thèse de doctorat remaniée, ce premier livre d'Ariane Knüsel est paru initialement chez l'éditeur britannique Ashgate Publishing, qui a par la suite été avalé par le géant Routledge, du groupe Taylor & Francis, spécialisé dans le livre savant. Ce titre peut désormais être commandé en version papier ou sur support virtuel sur Internet ou chez Routledge.

Ouvrage interdisciplinaire, *Framing China: Media Images and Political Debates in Britain, the USA and Switzerland, 1900–1950* résulte de la conjonction de plusieurs approches, de l'histoire des idées à l'étude de l'opinion publique en passant par les études culturelles, mais touche également la sociologie des médias et l'anthropologie du racisme. Le titre de l'ouvrage fait référence à cet inévitable recadrage («*Framing*») dans le regard de l'observateur qui trop souvent déforme et reconstruit à sa guise et selon ses préjugés une culture différente qu'il ne comprend pas toujours.

Historienne enseignant à l'Université de Zurich, Ariane Knüsel a consulté une multitude de journaux et de magazines de la première moitié du XX^e siècle, en Angleterre, aux États-Unis et en Suisse, afin de scruter les perceptions, les stéréotypes, mais aussi les préjugés dans l'opinion publique de ces trois pays face à cette Chine si lointaine que bien peu de gens avaient alors visitée. Subdivisé en quatre parties, *Framing China* scrute successivement les contrecoups de la révolution chinoise de 1911 (ou révolution Xinhai) qui a conduit à l'avènement de la République de Chine; plus riche sur le plan théorique avec un ancrage dans la perspective de Benedict Anderson (1936–2015), le deuxième chapitre se concentre sur la construction du discours xénophobe à partir des années 1920; peut-être le plus intéressant, le chapitre suivant étudie les images médiatisées du «péril jaune», tandis que le dernier chapitre traite des perceptions face à l'avènement du communisme dans la République chinoise à partir de 1949. Dans le contexte anticommuniste ayant suivi la fin de la Deuxième Guerre mondiale, le terrain était déjà préparé pour un nouveau réflexe antichinois dans la presse des pays occidentaux. Pris ensemble, les quatre thèmes de ces chapitres sont tous traversés par la stigmatisation de la population chinoise vue comme étant redoutable, menaçante et imprévisible.

Les premières pages de l'introduction nous ramènent en 1927, à l'époque de la réémergence du sentiment xénophobe en Chine, qui existait également ailleurs, comme le prouve une série de caricatures d'époque reproduites dans cet ouvrage. Au-delà du simple constat, Ariane Knüsel met en contexte l'héritage historique du colonialisme et de l'impérialisme des puissances étrangères ayant dominé l'empire chinois, pour ensuite mettre en évidence les mutations de ces sociétés mais aussi leurs relations intergouvernementales. Ainsi, l'étude du thème du «péril jaune» au cours des années 1930 permet de mieux comprendre les mécanismes ayant permis ce passage d'un discours xénophobe de plus en plus répandu à des politiques qui correspondaient (et tentaient de répondre) à ces inquiétudes répandues chez les populations occidentales au milieu du XX^e siècle. En outre, tout en

tenant compte des différences significatives dans les perceptions véhiculées dans chaque État (et pouvant varier d'une contrée à l'autre), les comparaisons entre les trois pays étudiés permettent de tirer des observations révélatrices, par exemple à propos de l'attitude antichinoise de la presse suisse des années 1930 qui, en dépit de la neutralité officielle du gouvernement fédéral, véhiculait des stéréotypes et des préjugés assez semblables à ceux qu'on retrouvait alors dans les journaux britanniques et étatsuniens (p. 257). Cette vieille peur de «l'Autre» (p. 75) qui se reproduirait plus vite et qui risquerait d'envahir, de «contaminer» et de «dénaturaliser» la nation de l'intérieur a justifié des politiques migratoires discriminantes envers les candidats chinois, par exemple aux États-Unis au cours des années 1940 (p. 256). Toutefois, Ariane Knüsel nuance les accusations et les jugements s'étant succédé au fil des conflits, alliances et réconciliations: les représentations de l'Autre pouvaient changer drastiquement; comme il est signalé à maintes reprises, il ne faudrait pas conclure trop hâtivement que les attitudes envers la Chine étaient systématiquement et constamment négatives. De plus, et c'est l'autre enseignement de ce livre, les représentations de la Chine variaient considérablement d'un pays à l'autre (p. 252).

Comme on peut s'en douter, cette vision approximative et souvent inexacte d'une Chine en effervescence nous informe assez peu sur l'Orient réel, mais peut-être davantage à propos des observateurs occidentaux, correspondants, journalistes, politiciens et autres faiseurs d'opinion dans leurs contrées respectives. Au fond, pour emprunter le vocabulaire de la psychanalyse, on a l'impression d'assister à un phénomène de projection en lisant ces extraits d'époque qui sont ici richement reproduits. Or, loin de la psychanalyse, les raisons justifiant une attitude aussi négative ou souvent infantilisante envers la Chine étaient davantage liées au besoin de justifier la présence étrangère et les multiples formes de colonialisme (p. 252).

Compte tenu d'un sujet aussi vaste et relativement peu couvert selon la perspective adoptée, Ariane Knüsel a réussi à bien délimiter son sujet aux multiples facettes et à apporter une actualisation fort appréciable, par exemple en comparant les attitudes d'il y a un siècle face à la Chine aux conceptions actuelles. En outre, l'un des points forts de ce livre est de mettre à profit les apports de plusieurs domaines pour tenter d'appréhender un phénomène éminemment complexe; cette ouverture interdisciplinaire pourra peut-être étonner les historiens habitués à une approche plus stricte de leur champ d'investigation. Les ouvrages cités dans les notes et en bibliographie sont essentiellement en anglais, avec quelques ouvrages en allemand et relativement peu de titres en français. Le texte en anglais se lit avec fluidité mais nécessitera du lecteur une bonne compréhension de la langue de Shakespeare. Comme il s'agit d'un travail original adapté d'une thèse de doctorat, on recommandera particulièrement ce livre aux futurs thésards dans tous les domaines abordés ici.

Yves Laberge, Université d'Ottawa

Manfred Bosch, Oswald Burger, mit einem Beitrag von Christoph Knüppel, «**Es war noch einmal ein Traum von einem Leben.**» **Schicksale jüdischer Landwirte am Bodensee 1930–1960**, Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft, 2015 (Südseite. Kultur und Geschichte des Bodenseekreises, Bd. 3), 240 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

In Südwestdeutschland lebten bis in die nationalsozialistische Zeit hinein zahlreiche Jüdinnen und Juden auf dem Land. In den «Judendörfern» – Orten mit

eigenen Synagogen-Gemeinden – waren sie als Hausierer und Vieh-, Getreide- oder Textil-Händler tätig und betrieben in der Regel auch ein landwirtschaftliches Nebengewerbe. Darum geht es in diesem Buch nicht. Die Kulturwissenschaftler und Historiker Manfred Bosch und Oswald Burger, ausgewiesen durch zahlreiche wichtige Publikationen zur neueren Geschichte der Gegend am Bodensee, stellen die Schicksale jüdischer Landwirte und Gutsbesitzer vor, die – bis auf eine Ausnahme – keine «gelernten» Bauern waren. Die meisten kamen aus grösseren Städten und von weit her, nur eine Familie war am Bodensee heimisch, drei weitere lebten schon etwas länger hier. Sie wollten neue Lebensformen erproben und aufgrund der wachsenden Bedrohung durch die Nationalsozialisten in der Nähe der Schweiz sein. Gemeinsam war ihnen die Sehnsucht, in einer schönen Landschaft den Nachteilen der Grossstadt zu entfliehen. Zivilisationsmüde Grossbürger und durch die Nazis aus der Bahn geworfene Akademiker suchten einen neuen Anfang, Quereinsteiger waren von der Lebens- und Sozialreformbewegung angeregt oder wollten mit landwirtschaftlichen Arbeitsweisen experimentieren. Neben Versuchen mit biologisch-dynamischer Landwirtschaft und naturreinem Apfelsaft stand das politisch motivierte Ziel, in selbstverwalteten Gemeinschaften zu leben.

Mit den christlichen Bauern in der Umgebung pflegten die jüdischen Landwirte gute Beziehungen. Doch die nationalsozialistische Herrschaft machte alle Hoffnungen und Erwartungen zunichte. In einem Fall konnte die katholische Frau eines verstorbenen Juden den Hof allein über die NS-Zeit hinaus durchbringen. Ansonsten mussten die Landwirte, soweit sie noch lebten, ihre Besitzungen aufgeben und wurden von den Nazis vertrieben. Immerhin gelang es allen, rechtzeitig zu emigrieren. Für einige erwies sich dabei die Nähe zur Schweiz in der Tat als lebensrettend. Die Verfahren zur Restitution der Besitzungen und zur «Wiedergutmachung» in der Nachkriegszeit verliefen teilweise skandalös und sind kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

Die Autoren haben die Lebensgeschichten von neun Einzelpersonen beziehungsweise Familien detailliert erforscht und eindrucksvoll geschildert. Interessant wäre es gewesen, noch mehr über ihre Beziehungen zur eingessenen jüdischen Bevölkerung in der Bodenseeregion zu erfahren. Insgesamt eröffnen sich durch diese Schicksale Einblicke in eine bislang weitgehend unbekannte Welt jüdischen Lebens, die es zu erinnern gilt und die weiter erforscht werden sollte. Dem wichtigen, gut geschriebenen und schön ausgestatteten Buch sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen. *Heiko Haumann, Elzach-Yach/Basel*

Dagmar Herzog, **Cold War Freud. Psychoanalysis in an Age of Catastrophes**, Cambridge: Cambridge University Press, 2017, 311 Seiten, 16 Abbildungen.

Wissenschaftliche Theorien und therapeutische Konzepte sind Produkte ihrer Zeit. Sie entwickeln sich weiter, gerade nach dem Tode ihrer Entdecker – oder sie diffundieren. Die Psychoanalyse, von Sigmund Freud in Wien vor 1914 begründet, war schon zu seinen Lebzeiten Spaltungen und Neuausrichtungen ausgesetzt. Nach dem Tode Freuds und zahlreicher Weggefährten und infolge des Zwangs, sich fernab der ursprünglichen Resonanzebene und regionalen Verortung in Mitteleuropa völlig neu zu orientieren, veränderten sich Gestalt, Inhalt und Absicht der Psychoanalyse aber noch stärker. Die an der City University of New York lehrende Historikerin Dagmar Herzog schildert in sechs Kapiteln an-

schaulich, wie und warum die nordamerikanische Psychoanalyse sich sukzessive von zahlreichen Grundannahmen Freuds emanzipierte, ohne dabei aber die therapeutischen Wege aufzugeben.

Die Psychoanalyse Freuds war mehr als Psychotherapie. Es handelte sich um ein sexuellemanzipatorisches Projekt, getragen von jüdischen Akteuren, die kritische Sozialanalyse, häufig aufgeladen mit marxistischen Akzenten, in ihre theoretische und praktische Arbeit einfließen liessen. Wie Herzog verdeutlicht, waren diese Inhalte nicht geeignet, in einem von Kommunistenfurcht und latentem Rassismus geprägten Nachkriegsamerika Zustimmung bei Behörden, Patienten oder Meinungsmachern zu erlangen. Freuds Biograph und selbst ernannter Nachlassverwalter Ernest Jones war es, der gemeinsam mit einer Reihe von Anhängern die Sozialkritik aus der Analytik verbannte und zusätzlich die sexuellemanzipatorischen Aspekte in den Hintergrund rückte. So verwandelte sich die mitteleuropäische Psychoanalyse in ein psychotherapeutisches Behandlungskonzept für interessierte Patienten, denen das Leben in den Metropolen der USA so erträglich wie möglich gemacht werden sollte, ohne dabei die Grundlagen einer eventuell neurosenfördernden Geschlechterordnung zu berühren. Günstig für die gesellschaftliche Akzeptanz der Psychoanalyse wirkte sich das Diktum von Papst Pius XII. aus dem Jahre 1952 aus, wonach die Psychoanalyse wertvolle Aspekte enthalte – sofern die Sexualität nicht ins Zentrum der Betrachtung gerückt werde. So wurde nun insbesondere die von Sigmund Freud bereits 1905 in seinen *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* entpathologisierend konnotierte Homosexualität wieder zu einer krankhaften und analytisch therapierbaren geistigen Störung stilisiert. Dabei beriefen sich Freuds amerikanische Epigonen explizit auf den Gründervater. Durch diese Festlegung katapultierten sich die Analytiker hinein in die psychiatrische *scientific community*, die sich zur gleichen Zeit mit den empirischen Forschungsergebnissen eines Alfred Kinsey konfrontiert sah. Diese liessen keinen Zweifel daran, dass Homosexualität mitnichten ein klar zu definierendes pathologisches Problem war, sondern eine gewöhnliche Variation des menschlichen Sexuallebens. Es dauerte Jahrzehnte, bis eine neue Generation von Analytikern zu Beginn der 1970er Jahre – in einem günstigen gesellschaftlichen Klima – mit den ideologischen Vorgaben ihrer eigenen Lehrer brach. Dagmar Herzog beschreibt detailliert, wie «Bewahrer» und «Erneuerer» sich als Gralshüter der ursprünglichen, freudianischen Psychoanalyse fühlten und verschiedene Zitate oder Einlassungen Freuds für sich neu interpretierten. Diese Neuverankerung der Psychoanalyse war keine Angelegenheit, die innerhalb weniger Monate vollbracht worden wäre. Stattdessen dauerten die Diskussionen bis in die späten 1980er und frühen 1990er Jahre an. Namen wie Irving Bieber oder Charles Socarides stehen für die vorgeblich «orthodoxe» Psychoanalyse, die doch nichts anderes war als ein nordamerikanisches Konjunkturprodukt der 1950er Jahre. Dass jede Form sexueller Betätigung den Keim der Perversion in sich trägt und somit jede normative Festlegung einer «analytischen» Grundlage entbehrt, arbeitete allein Robert Stoller heraus, dessen Arbeit von Herzog in vorzüglicher Weise dargestellt wird.

Herzog dienen die Debatten um die Homosexualität, um zu verdeutlichen, wie sich die Psychoanalyse in den amerikanischen Mainstream hineinarbeitete. Eigentlich hätten die Analytiker aufgrund ihrer konservativen Umorientierung Ende der 1960er Jahre wieder aus dem Zentrum des Diskurses verschwinden müssen. Doch gab es ein therapeutisch und gesellschaftlich problematisiertes

Feld, auf dem sie höchst erfolgreich arbeiten konnten, als dieses Relevanz erfuhr. Dies wiederum gelang den Analytikern nur, weil sie sich ihrer europäischen Wurzeln besannen. Seit den 1950er Jahren zählten traumatisierte Opfer des Holocausts zu den treuen Patienten der Psychoanalyse. Ende der 1960er Jahre sah sich die amerikanische Öffentlichkeit und die klinische Psychiatrie plötzlich mit Veteranen aus dem Vietnamkrieg konfrontiert, die scheinbar keine somatisch definierbaren, psychisch aber deutlich erkennbare Schädigungen davongetragen hatten. Die an derartige Phänomene und Krankheitsbilder gewöhnten Psychoanalytiker konnten sich nun bei der Behandlung von Patienten auszeichnen, die unter dem neu definierten *Post-Traumatic Stress Disorder* (PTSD) litten. Denn PTSD konnte durch bloss kurzzeitige Therapien nicht behandelt werden. Vielmehr benötigten die Patienten eine langjährige Betreuung, in die auch das Problem des Umgangs mit Aggressionen und des Einflusses auf das Sexualleben einfluss. Die nordamerikanischen Analytiker integrierten nun das durch den Nobelpreis 1973 geadelte Theoriekonzept von Freuds Landsmann Konrad Lorenz in die eigene Arbeit. Am Rande dieser Neuorientierung der Psychoanalyse hin zur Untersuchung und Einordnung von Triebverhalten, Aggressionstrieben und dem Verhalten gegenüber neuen Patientenschichten konnten sich wieder – wie einst zu Lebzeiten des Gründervaters – gesellschaftskritische und sozialreformistische Denkmodelle etablieren. So entwickelten französische und Schweizer Analytiker in den 1970er Jahren die Ethnopschoanalyse, während in Nordamerika interessierte Gelehrte den einst von Freud selbst verstossenen Wilhelm Reich wiederentdeckten.

So ergibt sich ein rundes Bild. Herzog hat ein herausragendes Buch vorgelegt, an dem es nur wenig zu kritisieren gibt. Das Fehlen eines Literaturverzeichnisses gehört ebenso dazu wie die Ausklammerung der Forschungen derjenigen Abspaltung der Psychoanalyse, die im Nationalsozialismus zu Erfolg gelangte. Ihre Akteure waren führend auf dem Gebiet der «Homosexuellenforschung» und sie wurden nach 1945 keineswegs ignoriert, wie beispielsweise die Psychologehistorikerin Regine Lockot herausgearbeitet hat.²² Es wäre interessant gewesen zu erfahren, ob und inwieweit die Homophobie der NS-Analytiker Einfluss auf die Neuorientierung der nordamerikanischen Analyse hatte. Doch diese Kritikpunkte ändern nichts am Wert von Herzogs Buch insgesamt.

Florian G. Mildenberger, Frankfurt (Oder)

Rüdiger Graf, Öl und Souveränität. Petroknowledge und Energiepolitik in den USA und Westeuropa in den 1970er Jahren, Berlin, München, Boston: Walter De Gruyter, 2014 (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 103), 442 Seiten.

Die Erdölpreiskrise von 1973/74 war trotz ihrer geopolitischen Dimension auch ein nationales Ereignis, zumindest, wenn man die Reaktionen der westlichen Staaten in den Blick nimmt.²³ Für die westliche Welt hat dies Rüdiger Graf jüngst

22 Regine Lockot, Die Reinigung der Psychoanalyse. Die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft im Spiegel von Dokumenten und Zeitzeugen (1933–1951), Giessen 2013, S. 180.

23 Siehe etwa Elisabetta Bini, Giuliano Garavini und Federico Romero, Oil shock. The 1973 crisis and its economic legacy, London, New York 2016, sowie Historical Social Research / Historische Sozialforschung (HSR) 39/4 (2014), Special Issue: The Energy Crises of the 1970s. Anticipations and Reactions in the Industrialized World.

im Rahmen seiner Habilitationsschrift unternommen. Der Autor konzentriert sich auf Deutschland und die USA – mit Seitenblicken auf Frankreich und Grossbritannien – und stellt das Ereignis in den Kontext souveränitätspolitischen Handelns dieser Staaten: Die nationale Souveränität erdölabhängiger Staaten des Nordens und des Westens – so Grafs These – wurde im Oktober 1973 mit der Erdölpreisseteigerung durch die OPEC (Organisation erdölexportierender Länder) und der Embargodrohung durch die OAPEC (Organisation der arabischen erdölexportierender Länder) erheblich herausgefordert. Die westliche Welt, die ihre Wohlstandssteigerung in den 1950er und 1960er Jahren in erster Linie auf den unbeschränkten Zugriff auf die Erdölreserven des Mittleren Ostens und Nordafrikas abstellte, sah sich durch den Preisanstieg und die Kürzungsandrohung in ihrer Souveränität massgeblich bedroht und reagierte entsprechend unvermittelt. Souveränität versteht Graf dabei nicht als etwas Statisches, das man hat oder nicht hat, sondern als politischen Anspruch, der erhoben, anerkannt, in Frage gestellt oder negiert werden kann. Souverän ist also, wer als souverän wahrgenommen wird, die Herstellung von Souveränität ist entsprechend mit Demonstration nach innen und aussen verbunden.

Die Vorgänge im Herbst 1973 haben seitens des Westens Überraschung und Unsicherheit hervorgerufen, man sprach von Erpressung und vom Einsatz einer «Erdölwaffe». Graf hat bereits in einem früheren Aufsatz²⁴ darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Überraschungseffekt mitnichten so gross und die ergriffenen Massnahmen so improvisiert waren, wie gerne kolportiert wird. Denn die Energiekrise brach keineswegs plötzlich und unmittelbar über die westliche Welt hinein: Anfang der 1970er Jahre bereits hatten die in der OPEC versammelten erdölfördernden Länder eigene Souveränitätsansprüche bezüglich der natürlichen Ressourcen geltend gemacht und versuchten nun zunehmend, diese politisch durchzusetzen. Als eine Massnahme dazu diente ihnen die langsame Steigerung des Erdölpreises, die im Herbst 1973 forciert wurde. Dieser Anstieg war beim rasant zunehmenden Erdölkonsum der westlichen Staaten nicht zu unterschätzen, machte er doch, wenn auch nicht zum ersten Mal, deutlich, wie stark die Auslandsabhängigkeit der Nachfrageländer war.

Die eigentliche Überraschung lag im Ölembargo, das die OAPEC als Reaktion auf den Jom-Kippur-Krieg von Oktober 1973 aussprach. Die angedrohte Drosselung der Fördermenge wurde dabei effektiv einzig gegenüber den USA und der Niederlande durchgesetzt, die anderen westlichen Staaten waren lediglich diskursiv bedroht. Nichtsdestotrotz resultierte diese wahrgenommene Bedrohung in der raschen Umsetzung von zuvor bereits anvisierten energiepolitischen nationalen und internationalen Strategien und Massnahmen zur Wiederherstellung von Energiesicherheit und damit zur Gewährleistung politischer Handlungsfähigkeit.

Deutschland etwa trieb nach 1973 eine Energiepolitik voran, die bereits 1970 in die Wege geleitet worden war. Denn noch ein zweites Ereignis hatte Anfang der 1970er Jahre eine Wende in der geopolitischen Erdöl-Konstellation eingeleitet: Waren die USA bis Ende der 1960er Jahre ein Erdöl-Exportland und konnten sich als Puffer bei der rasch steigenden Nachfrage andienen, so drohten sie

24 Frank Bösch und Rüdiger Graf, *Reacting to Anticipations. Energy Crises and Energy Policy in the 1970s. An Introduction*, in: *Historical Social Research / Historische Sozialforschung (HSR)* 39/4 (2014), Special Issue: *The Energy Crises of the 1970s. Anticipations and Reactions in the Industrialized World*, S. 7–21.

nun auszufallen und zum Importland zu werden. Die darauf einsetzenden sicherheitspolitischen Diskussionen veranlassten Deutschland also bereits vor 1973, ein Energieprogramm zu entwickeln, das dann während der Krise rasch implementiert werden konnte und anschliessend Bezugspunkt energiepolitischer Debatten darstellen würde. Dennoch sah sich auch Deutschland durch die angedrohten Produktionsbeschränkungen in seiner Souveränität herausgefordert, Energiesicherheit und Wirtschaftswachstum schienen gefährdet. Wichtigste Handlungen waren folglich die Umstrukturierung der verschiedenen Energiesektoren, das Ergreifen von Massnahmen zur Reduktion der Abhängigkeit von Importen, die Organisation energiepolitischer Entscheidungsstrukturen, ein umfassender Ausbau des Energiewissens (in der Terminologie Grafs die Erweiterung von *Petroknowledge*) und dessen Institutionalisierung. Darüber hinaus wurde eine gemeinsame Energiepolitik im Rahmen europäischer und internationaler Organisationen und Gremien eingeleitet. Energie wurde damit, so Graf, erstmals zum Politikfeld.

Auch die USA konnten nicht unmittelbar durch das Embargo der OAPEC überrascht worden sein. Zwar traf es die USA als – neben der Niederlande – deklarierten «Feind» der OAPEC effektiv, aufgrund der oben erwähnten Neuausrichtung der Energieversorgungssicherheit zu Beginn der 1970er Jahre waren Regierungsinterventionen im Energiesektor jedoch bereits an der Tagesordnung. Die Erdölpreiskrise beschleunigte diese Strategien dann aber zweifelsohne. Im November 1973 wurde der *Emergency Petroleum Allocation Act* ausgearbeitet, der eine zunehmende Institutionalisierung des Themas Energie erlaubte – und dem damaligen Präsidenten Richard Nixon zumindest kurzfristig ein neues Profilierungsfeld eröffnete und so von den Verstrickungen rund um Watergate ablenkte. Um seine Handlungsfähigkeit unter Beweis zu stellen, liess Nixon ein umfassendes Programm, das *Project Independence*, ausarbeiten. Hierin verfolgte er einen genuin anderen Kurs als Deutschland, der – wie der Name schon sagt – stark autarkiepolitisch ausgerichtet war: Ausbau und Zentralisierung energiepolitischer Kompetenzen innerhalb der Administration, Ausbau regierungsamtlicher Expertise als Basis nationaler Energiepolitik (*Petroknowledge*), eine verstärkte Kommunikation mit der amerikanischen Bevölkerung (Stichwort Energiesparen) sowie – nun aussenpolitisch orientiert – die Aufnahme diplomatischer Verhandlungen mit den Erdölförder- und verbraucherländern, eine Strategie notabene, die auch Grossbritannien und Frankreich verfolgten. Die Bilanz des Programms zeigte sich allerdings durchwachsen: Die Handlungsfähigkeit der Exekutive konnte zwar gestärkt werden, jedoch nicht in dem Masse, wie sich dies Nixon (bzw. Kissinger) ursprünglich vorgestellt hatte(n). Sparappelle blieben meist wirkungslos, lieber setzte man auf Forschung und Entwicklung (die *National Science Foundation* lancierte ein millionenschweres Energieförderprogramm), und der an die Hand genommene Ausbau einheimischer Energiequellen resultierte vorerst nicht in der erneuten energiepolitischen Unabhängigkeit der USA (dies könnte sich in den kommenden Jahren ändern).

Rüdiger Graf gelingt mit seiner Schrift ein neuer, die traditionelle Historiografie zum Thema korrigierender Blick auf die (Politik-)Geschichte der Erdölpreiskrise von 1973/74. Damit erhellt er nicht nur die Energiegeschichtsschreibung, sondern vermag auch der Politikgeschichte neue Impulse zu geben. Und nicht zuletzt stellt er mit dem Verweis auf die Kontinuität in der Energiepolitik die gängige Epochensetzung, die die 1970er Jahre als Umbruchsphase deklariert, bereits wieder in Frage.

Monika Gisler, Zürich